Bibl. Mont.
4083

083 Bibl. Mont

<36610807470012

<36610807470012

Bayer. Staatsbibliothek

PRUDENCE.

Das
Betragen des Weisen
in den verschiedenen
Verhältnissen des Lebens
und in dem
Umgange mit Menschen.

Dem
Freyherrn A. von Knigge
dem Weisen.

Wien und Leipzig
bei Alois Doll. 1792.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede
des Herausgebers.

Wenn dieß Werkchen nur den zehnten Theil des Guten und Schönen enthält, was Knigge über den Umgang mit Menschen lehret; wenn selbes auch nur den zehnten Theil des Glükes und Erfolges hat, den Knigge gemacht, so können Verfasser und Verleger zufrieden seyn. — An gutem Willen hat es wenigstens nicht gefehlt. Freilich sollte die Schreibart fliessender und die Ausführung gründlicher seyn; indessen wird

doch

doch Jedermann gestehen müssen, daß es viele gute und auch schön gesagte Stellen enthalte. Man kann ein guter, vernünftiger Mann seyn, und doch tief gedachte Wahrheiten schlecht auszudrüken wissen. — Ich wünsche, daß die Leser und allenfalls Recensenten dieß wohl beherzigen möchten; eine solche Nachsicht könnte vielleicht den Verfasser aufmuntern, künftig etwas reifer Gedachtes, und besser Gesagtes zu liefern.

Der

Der Weise in der Gesellschaft.

Die Anzahl derjenigen, die sich mit den Todten, durch das Lesen ihrer hinterlassenen Schriften, zu unterhalten wissen, ist noch immer sehr groß.

Nicht so groß ist die Anzahl jener, welche sich selbst zu unterhalten wissen, und welche sich nur ihres Verstandes zu bedienen nöthig haben, um sich selbst in einer Einsamkeit gut zu unterhalten.

Noch kleiner ist die Anzahl jener, welche sich mit Andern auf eine beyden genugthuende Weise unterhalten können, weil es wenig so ausgebildete Menschen giebt, die in ihrem Betragen nichts Anstößiges hätten,

und so nachsichtig wären, um das Anstößige Anderer zu übertragen.

Es giebt mancherley Arten der Unterhaltung.

Erstens. Die Unterhaltung mit den Todten, oder mit den Schriften der alten Schriftsteller.

Zweytens. Die Unterhaltung mit sich selbst, wenn man allein ist.

Drittens. Die Unterhaltung mit andern Personen.

Vorzüglich diese letztere Art wird es seyn, von welcher ich Einiges sagen werde.

Nichts ist gewöhnlicher als die Unterhaltung, wie sie unter den Menschen gangbar ist, aber selten ist die Kunst, eine Gesellschaft recht unterhalten zu können. Mancher glaubt die Gesellschaft nicht besser unterhalten zu können, als wenn er die Anwesenden durch ein ununterbrochenes Geplapper betäube, indeß sie ganz ruhig zuhören, um den Strom seiner Worte abfliessen zu lussen. Wie unhöflich aber dieses sey, und wie sehr es gegen allen Wohlstand laufe, wird Jedem einleuchten.

Ein Anderer kramt unaufhörlich seine Gemeinsprüche aus, ohne auf den Geist seiner Gesellschaft Rücksicht zu nehmen, indessen ist man nie mehr Freund von Neuigkeiten, und Feind des studirten Wesens, als in der Gesellschaft.

Mancher glaubt den Gefälligen zu machen, und lobt alles ohne Ziel und Maaß, was nur auch den mindesten Schein von Lobenswürdigem hat, ohne zu bedenken, daß solch ein übertriebenes Lob entweder Schmeicheley, Spott, oder Dummheit verrathe.

Ein Anderer macht den Spaßmacher, und scheut sich nicht unter die ernsthaftesten Discurse Lächerlichkeiten zu mischen, welche denselben so wenig angemessen sind, als die Musik der Trauer.

Ein Anderer macht überall den gehorsamen Diener, aber dies heißt eine Speise ohne Salz zubereiten. Eine allgemeine Unterhaltung verträgt sich nicht mit einer so niedrigen Herablassung, die sie nur matt und abgeschmackt macht, sie verlangt nur da Beifall, wo es sich mit der Vernunft und der Wahrscheinlichkeit der Sachen verträgt,

trägt, ohne Rücksicht auf das Ansehen des Sprechers. Einer, welcher überall ohne Überlegung seinen Beyfall giebt, taugt so wenig zur Unterhaltung, als eine Festung zu einer langen Belagerung, welche sich auf die erste Auffoderung ergiebt.

Es giebt Leute, die alles verneinen, bestreiten und widerlegen; dieß ist entweder eine Folge ihrer Unwissenheit oder ihres Eigensinnes. Letzteres verbittert jede Unterhaltung, indem es die Gemüther gegen einen solchen alles behauptenden Kopf in Harnisch bringet; das erstere macht solche widerwärtig, indem man solche der gesunden Vernunft und der Wahrheit gerade widersprechende Dinge durchsetzen will.

Andere affektiren eine ernsthafte Miene, um sich Respekt zu verschaffen, bezeigen aber dadurch nichts anders, als daß sie eines geselligen Umganges unfähig sind. Ihre gravitätische Miene hält sie und die ganze Gesellschaft in Zaum, und verscheucht alle Vertraulichkeit und Heiterkeit aus dem Zirkel.

Wie-

Wieder Andere machen sich durch ihre unausstehlichen Pralereyen lächerlich. Solche Hasen verrathen allenthalben ihre Courage, durch ihre unzeitige Großsprechereyen. Ein Praler macht sich immer verächtlich, überlästig oder gar unausstehlich. **Verächtlich**, indem er sich selbst aus Einfalt zu sehr lobt; **Uiberlästig**, indem er zu allen Zeiten nur von seinen verrichteten Heldenthaten, von seinen großen Reisen u. s. w. spricht; **Unausstehlich**, wenn er von sich gar zu grob aufschneidet; denn wenn wir schon eine zu oft wiederholte wahre Erzählung mit Unwillen anhören, wie soll man wohl solches unverschämtes Gewäsch ertragen können, welches nur aus der Luft hergerissen ist?

Mancher kann das Lob eines Andern nicht ertragen, und schätzt Lobsprüche dem Gelde gleich, wovon ihm so viel entzogen wird, als man den Andern beylegt, er schweiget daher bey dergleichen Gelegenheiten, daß er also desselben Lob, indem er es nicht zu widerlegen vermag, wenigstens durch sein Stillschweigen mißbilliget

Gewiß richtig ist die Bemerkung des Herrn von Montesquieu: Man muß selbst vieles Lobes würdig seyn, um das Lob eines Andern ertragen zu können.

Wieder ein Anderer glaubt sich der Gesellschaft nicht anders werth machen zu können, als wenn er auf Abwesende spöttle oder schimpfe; ein solcher muß eine niedrige Meinung von seiner Gesellschaft haben, wenn er selbe auf Kosten anderer unterhalten zu können glaubt. Denn das Ohr, welches Lästerungen mit Beyfall anhört, gleicht ziemlich dem Auge, welches Menschenblut mit Vergnügen fließen sieht.

Man muß gegen Andere herablassend seyn, wenn wir mit Andern einen vertrauten Umgang haben wollen; denn wenn ein solcher Umgang gleich nicht so weit gehet, um einander wechselweise alle Geheimnisse anzuvertrauen, welches nur die innigste Freundschaft fodert, so soll er doch eine gegenseitige Mittheilung der Empfindungen und Kenntnisse sein, welches also ohne Vertraulichkeit nicht sein kann.

Man muß mit Anstand reden und handeln. Man muß das Gesicht und das Gehör der Gesellschaft, in welcher wir sind, schonen, wir müssen selbst unsers Gewissen schonen, wenn wir als Christen umgehen wollen.

Ich will lieber mit solchen umgehen, sagt ein Weiser, welche mich über die Achsel ansehen, als mit denen, welche mich fürchten. Man sey daher im Umgange vertraulich ohne Erniedrigung, voll Achtung ohne Furcht, geneigt ohne Zudringlichkeit, ernsthaft ohne Gezwungenheit. Man sey im Umgange heiter und fröhlich; denn nichts theilt sich so leicht andern mit, als unser Zustand des Gemüthes. Ist dieses traurig, so betrüben wir alle, ist es heiter, so beleben wir andere, ist es mißvergnügt, so theilen wir ihnen auch unsern Verdruß mit, ist es fröhlich, so unterhalten wir die ganze Gesellschaft. Dieß ist der Barometer des Steigens und Fallens der Gesellschaft.

Der Weise in der Einsamkeit.

Sehr viele Menschen wissen von der Einsamkeit zu reden. Indessen weiß nur der geringste Theil derselben die Vortheile eines eingezogenen Lebens zu geniessen, und ist standhaft genug, die Unannehmlichkeiten desselben zu ertragen. Ein Staats- und Geschäftsmann redet hievon wie der Kranke von der Gesundheit, der er itzt beraubt ist. Denn erst dazumal lernt man ein Gut kennen und schätzen, wenn man dasselbe entbehren muß.

Mönche, oder der Welt abgestorbene Greise, welche in der Ruhe eines beschaulichen Lebens dahin vegetiren, wissen davon Wunder zu erzählen, aber ihre Reben sind ganz einseitig, sie haben die Welt entweder nie gekannt, oder bis zum Eckel genossen.

Ein Empfindlicher, welcher gegen Andere leicht aufgebracht wird, redet hievon als von einem vortreflichen Schutzmittel, ohne zu bedenken, daß wenn ihm jeder in dem gewöhnlichen Umgange zur Last ist, er es sich selbst nicht viel minder in der Einsamkeit

seyn

seyn wird. Wenn einer die Launen anderer mit Mühe erträgt, dem werden gewiß die seinigen die Ruhe verbittern.

Der Gelehrte spricht von der Einsamkeit als von einer Sache, welche seine Neigung zum Studium begünstiget, sieht aber nicht ein, daß wenn gleich die Einsamkeit geschickt ist, zur Erwerbung mehrerer tieferer Kentnisse, sie doch zur Verbreitung derselben keineswegs tauge, deßwegen wird ein Gelehrter, dem daran liegt, Wissenschaften zu erwerben und auch zu verbreiten, in der Länge finden, daß Einsamkeit für ihn nicht das schicklichste Leben sey.

Staats = oder Geschäftsmänner reden von selber entweder aus Politik,' um ihre Verrichtungen und Geschäfte wichtiger zu machen, oder aus jenem natürlichen Hange, welcher jedem Menschen eigen ist, seine Arbeit zu erleichtern. Einer, welcher in dem Getümmel der Welt auferzogen worden, hat schwerlich eine bessere Ursache von selber zu reden als nach Art der Galeeren = Sklaven, welchen man erlaubt, von der Freyheit und ihren Vortheilen zu reden.

Ein

Ein Melancholiker spricht von der Einsamkeit als einer ihm angemessenen Sache, aber ein solcher Mensch sollte nicht von den Süßigkeiten einer Sache reden, welche er nicht geniessen kann, noch von ihren Bitterkeiten, welche er nicht empfindet; denn dieß Temperament nährt sich von Traurigkeit, so wie es vor dem Leute gegeben hat, welche auch Gift verzehrten.

Leute, welche in einer einsamen Niedrigkeit gebohren worden, reden von selber bloß aus jener natürlichen Empfindung, welche sich manchmal in uns regt, an unsern Geburtsort und Vaterland zu denken. Indeß sind sie doch keineswegs fähig uns hierüber zu belehren, denn gleichwie ein im Elend Gebohrner das Drückende seiner Lage, oder ein Reicher das Angenehme desselben nicht erkennt, eben so wenig wird ein im Dunkeln Gebohrner das Wohlbehagen oder Uibelbefinden fühlen.

Wenn es wenige Menschen giebt, die verstehen was Einsamkeit sey, so giebt es wohl noch wenigere, welche für sie geschaffen sind.

Ein

Ein Lasterhafter taugt nicht in die Einsamkeit. Das Bild seiner Verbrechen, welches ihn allenthalben begleitet, und das erwachte Gewissen, welches ihn unaufhörlich quälet, sind für ihn so viele Hindernisse der Ruhe, als für einen Kranken Schlaflosigkeit oder brennende Schmerzen. Es giebt kein elenderes Geschöpf auf Erden, als einen einsamen Verbrecher; er gleicht einem Gefangenen, welcher seine Ketten und seinen Richter in der Mitte seines Herzens trägt.

Ein Ehrgeitziger, welcher immer voll großer Plane ist, ist auch nicht dazu geschaffen; er muß immer entweder sich oder andere zu beunruhigen haben, er mag nur immer auf dem hohen Meere herumsegeln, ein ruhiger Fluß ist für seinen Ehrgeitz zu niedrig. Er hat allein keine Ruhe, denn er weiß seinen Leidenschaften nicht zu widerstehen, welche ihn mit Gewalt in die große Welt fortreißen.

Schwachköpfe sind auch nicht für die Einsamkeit, sie sind immer voller Mißvergnügen, Traurigkeit und immerwährenden Murrens, womit sie sich aber das Unange-

nehme der Einsamkeit nur noch mehr verbittern. Das Andenken einer empfangenen Unbild, welches sich in ihre Seele schleicht, bringet sie noch auf, das Unvermögen sich Genugthuung zu verschaffen, macht sie niedergeschlagen, die wieder erwachte Empfindlichkeit reitzet sie, die Begierde sich zu rächen treibt sie an, die Furcht hält sie davon ab, und der Verdruß zehrt sie auf. Finden sie niemanden der sie beunruhiget, so machen sie sich selbst Unruhe. Man sagt daher ganz mit Recht: Ein Schwachkopf ist sich selbst in der Einsamkeit die größte Last.

Man muß einen aufgeweckten Geist, einen richtigen und gesetzten Verstand haben, man muß seine Seele zu beruhigen, und sein Gewissen zu stillen wissen, und man muß auch äusserliche Ruhe nach Umständen zu gebrauchen verstehen, um einsam leben zu können.

Gewiß nur der kleinste Theil jener, welche die Einsamkeit suchen, besitzt diese Eigenschaften.

Man=

Mancher will nur aus eigensinniger Laune einsam seyn, ist aber von keinem Bestande, er steht wieder leichtsinniger Weise hievon ab. Indessen bleibt es doch mancher aus bloßem Eigensinne, welcher sich lieber elend machen will, als wankelmüthig scheinen.

Ein Anderer entfernt sich von dem Weltgetümmel, aus Noth oder aus Zwang, gleich einem Verwiesenen. Wenn er stark genug ist, von jedermann unabhängig leben zu können, so ist er sehr zu beneiden, kann er es aber nicht, so ist er zu bedauren, und die Noth muß es ihn mit Geduld ertragen lehren. Es fällt einem gewiß schmerzlich, sich durch andere in eine Einsamkeit verwiesen zu sehen, und es gehört große Geduld darzu, um selbe gelassen zu übertragen.

Noch ein Anderer zieht sich aus Verdruß über ein mißlungenes Unternehmen in die Einsamkeit zurück, um entweder seine Bestürzung darüber zu verbergen, gleich als wäre es zur Heilung einer Wunde hinlänglich, wenn man sie verbinde, oder

um mehr Muße zu haben, über sein Unglück nachdenken zu können, gleichsam als wenn das Andenken an solches seinen Schmerz zu lindern fähig wäre. Er wird aber durch die Entfernung nichts gewinnen, wenn er den Gedanken an sein Unglück, und das schmerzhafte Gefühl desselben mit sich in die Einsamkeit gebracht hat.

Nur der Weise mag sich in die Einsamkeit begeben, denn er tritt als Philosoph in selbe ein, und bleibt auch in selber als Verehrer des allerweisesten Weltschöpfers; nur er kann die Süßigkeiten geniessen, und weiß die Unannehmlichkeiten derselben zu tragen; nur er wird in selber finden die Ruhe seines Körpers, Unterhaltung für seinen Geist, und eine stille, erfreuliche Ausübung seiner Tugend.

Ein Weiser bedienet sich der Einsamkeit als Mensch welcher Ruhe bedarf; als Politiker, um durch seine Abwesenheit den Leuten Verlangen nach seiner Gegenwart einzuflößen; als Gelehrter, welcher durch Nachdenken neue Kenntnisse sucht; als Christ, welcher die Kunst lernen will, sich mit Gott

zu unterhalten; nur in einer wohl gewählten Einsamkeit ist unser Herz zu Hause, und außer selber ist es allenthalben ein Fremdling.

Der Weise findet sich daselbst in der Entfernung von der Welt, er wird in selber lernen sich von den Menschen loszuschälen, welches eine der größten Künste ist, denn wenn schon das Betragen in dem Umgange mit Menschen viele Geschicklichkeit erfodert, so gehört gewiß nicht wenig dazu denselben sich entbehrlich zu machen.

Er wird in selber Ruhe zur Erholung seines Geistes finden, er wird Betrachtungen machen über die erlittenen Stürme seines Lebens, über die dornichten Wege, auf welchen er gewandelt hat. Der Mensch genießt keine angenehmere Ruhe als auf trockenem Lande, im Angesichte eines Sturmes, dem er ausgewichen ist.

Er wird sich vorbereiten auf die Gefahren die ihn erwarten, auf die Arbeiten, die für ihn bestimmt sind, und auf die Art, wie er solche vornehmen will. Er wird sich aus dem Verfloßenen Schlüsse für das

Gegenwärtige ziehen, und aus dem Gegenwärtigen für das Zukünftige. Er wird sich Mühe geben, die drey Hauptwissenschaften dieses Lebens sich eigen zu machen, um hieraus Nutzen zu ziehen, er wird sich Erfahrung sammeln aus dem Verflossenen, Muth und Geschicklichkeit in dem Gegenwärtigen und Vorsicht für die Zukunft.

Der Weise bey der Arbeit.

Der Mensch, welchen Gott zur Arbeit verurtheilt hat, sieht selbe als eine Strafe an, da er selbe doch vielmehr als eine weise Anordnung erkennen sollte. Denn was sollte der Arme machen, um Brod zu verdienen, wenn er nicht arbeiten dürfte? Womit würde der Reiche seine gesammelten Schätze erhalten oder vermehren als mit der Arbeit? Wodurch sollte sich der Schwache Kräfte sammeln, wenn er nicht durch einige Arbeit seine Kräfte stärkte? Wo wäre die Gelegenheit seine Talente zu erkennen, wenn man selbe nicht ausbilden könnte? Alle menschliche Tugenden würden

aus-

ausarten, die Sanftmuth in Weichlichkeit, die Liebe des Nächsten in Eigenliebe, die Herablassung in Verächtlichkeit, die Eingezogenheit in Ausgelassenheit, und die Herzhaftigkeit zum Uebermuth: das gesellschaftliche Leben des Menschen müßte in Trümmern gehen, da unter den verschiedenen Gliedern, welche so verschiedene Neigungen, Leidenschaften und Verhältniße haben, kein festes Band ohne Arbeit wäre.

Arbeit ist also in aller Rücksicht für den Menschen nützlich und heilsam.

Heilsam, denn sie erhält seine Gesundheit; eine immerwährende Ruhe sezt ihn verschiedenen Kränklichkeiten aus. Die Arbeit zerstreut unnütze Gedanken, Kummer und Sorgen, und vertreibt üble Laune, welches allerdings ein wichtiger Vortheil für die Gesundheit ist. Ich will lieber den Arbeiter vom Schweiße triefend hören: Wie bin ich so matt! als einen Weichling in seinem Lehnstuhl gähnend: Wie plagt mich doch die Langeweile!

Die Arbeit ist für den Menschen nützlich zur Ausbildung seines Geistes, um sich

mannigfaltige Kenntnisse zu sammeln, zu seiner Vervollkommnung, zu seiner Zierde, um in Gesellschaft damit zu glänzen. Ein Mensch ohne Witz und Verstand spielt heut zu Tage eine schlechte Rolle in der Welt.

Es giebt körperliche und geistige Arbeiten. Der Weise weicht keiner von beyden aus.

Er unternimmt keine Arbeit ohne Ueberlegung, um andern Leuten keine Gelegenheit zu geben, sich an ihm zu reiben, und über ihn zu spotten. Er unternimmt nichts ohne Maaß und Ziel, weil er sich nicht lächerlich machen will. Er mißt vorher seine Kräfte zur Arbeit, und überdenkt die Mittel zur Ausführung derselben.

Er führt seine Arbeit unermüdet fort. Er hütet sich, in seinem Eifer sich zu weit zu versteigen. Er weiß, daß man durch wohlgeordneten Eifer weiter kömmt, als durch zu hitziges Drängen. Es ist ein großer Fehler junger Geschäftsleute, ihre wichtigen Arbeiten mit erhitztem Eifer zu betreiben, und durchzusetzen.

Ist ihm von jemand Andern eine Arbeit aufgegeben worden, so sucht er sich nicht etwa davon zu entledigen, nein er übernimmt sie. Er beherziget wohl, daß wenn gleich wir keine Arbeit haben, schon andere Leute uns welche verschaffen, und wenn wir ruhig sind, uns ein Anderer Unruhe macht. Er betrachtet eine solche Arbeit als eine freywillige Uebung seines Fleißes und als eine Probe seiner Geduld.

Wenn nun gleich der Erfolg seiner Arbeit ungewiß ist, so wankt er doch nicht. Er weiß wohl, daß wir selben selten unserer Klugheit und Einsichten zu danken haben. Der gute Erfolg einer Sache hängt vielfältig vom Glücke, von einer günstigen Gelegenheit, und auch zuweilen von unserem Betragen ab. Die Wege der Vorsehung sind wunderbar. Sie versagt uns manchmal was aus Ursachen, welche wir vorhin nicht einsehen, die aber nur allein zu unserm Besten abzielen, um uns begreiflich zu machen, daß wir zu was Erhabenerem bestimmt sind; um unsern Gelüsten

ein Ziel zu setzen, weil wir sonst ausarten würden.

Der Weise wird auch bey dem ungünstigen Erfolg seiner Arbeit den Trost in seiner guten Meinung und in dem Zeugnisse seines Gewissens finden, und die Ruhe und Heiterkeit seiner Seele wird nicht gestört werden.

Der Weise in der Ruhe.

Die Begriffe, die wir uns von der Ruhe machen, sind verschieden, mancher setzt selbe im Müssigang, gleichsam als wäre es eine Wohlthat für die Menschen, wenn man ihnen, um sie von ihrer Arbeit ausruhen zu lassen, alle Beschäftigung raubte.

Ein Anderer glaubt, um recht der Ruhe zu genießen, dürfe man allen Begierden den Zügel lassen, aber dieß heißt sich selbst betrügen, so wie ein Kranker, welcher, um bald seine Genesung zu erlangen, sich alle diätischen Freyheiten erlaubet.

Die Ruhe besteht also weder im Müßiggange noch in der Zügellosigkeit unsers

Willens, sondern Ruhe ist ein Abbruch von der Arbeit und andern Sorgen. Es giebt eine Ruhe des Gemüths in wohlgeordneten Leidenschaften, eine Ruhe der Seele in einer stillen Prüfung ihrer Kräfte, und eine Ruhe des Körpers, welche ihn bewegt, aber nicht ermüdet.

Der Weise vermeidet daher, um Ruhe zu haben, alle Gesellschaft, welche sein Gewissen beschweren könnte. Er weiß wohl, daß, wo keine innere Ruhe ist, auch keine Ruhe von Außen zu gewarten sey. Er meidet solche unruhige Leute, welche durch ihre Reden, Winke und Handlungen nur Mißvergnügen in unsere Seele bringen. Er flieht billig jene mißtrauischen und verdrüßlichen Hypochondristen, welche die größten Feinde unserer Ruhe sind, die über alles jammern, und murren, und ganze Gesellschaften mit ihrer Krankheit anstecken.

Der Weise gebraucht der Ruhe zu nützlichen Betrachtungen über das Vergangene; denn man hat noch immer die Erfahrung als die beste Lehrmeisterinn befunden. Er denkt der Zukunft nach, indem er Begebenheiten

an-

annimmt, welche sich ereignen könnten; und jenes der Vorhersehung des Weisesten überläßt, was er nicht vorherzusehen vermag. Er urtheilet über die gegenwärtige Zeit, indem er sich nach Muße mit den Todten, mit Lebendigen und mit sich selbst unterhält. Mit sich selbst untersucht er seine Kräfte. Mit den Todten durch das Lesen der Bücher, auf welchen der Geist ihrer Verfaßer ruhet, und welche wir als ehrwürdige Denkmahle der Vorzeit verehren. Mit den Lebendigen, indem er das Große und Schöne der Natur mit seinen Freunden aufmerksam studieret.

Der Weise beym Studieren.

Jedermann will gerne viel wissen, aber nicht ein jeder will auch studieren; bey erstern liegt bloße Neugierde zum Grunde, lezteres aber fodert angestrengte Arbeit. Das Studieren hat seine angenehmen und beschwerlichen Seiten, es fordert Absonderung von allen übrigen Beschäftigungen, und Verschlossenheit in sich selbst.

Indessen sind die Talente so verschieden, daß das, was dem einen beschwerliche Arbeit dünkt, für den Andern nur Spielwerk ist. Die erstern haben Geduld nöthig, diese Arbeit auszudauren, die andern so viel Klugheit, um derselben nicht überdrüßig zu werden.

Mancher verfährt mit den Büchern, wie mit den Frauenzimmern, er liebt alle und studiert keines, er sagt allen Schönheiten und liebt keines. Er verräth einen verdorbenen Magen, welcher nur überall kostet, aber keine kräftige Speise verträgt. Er grüßt die Authoren nur im Vorbeigehen, aber er kehrt nicht bey Ihnen ein.

Ein anderer ist unmäßig in seiner Neugierde und in seiner Arbeit, er hat kein Ziel im Studieren, er ergiebt sich demselben dergestalt, daß er alle Kräfte und allen Geschmack für zukünftige Arbeit gänzlich verlieret. Die Wißbegierde soll uns nicht anders zum Studieren treiben, als wie der Appetit zum Essen.

Mancher studiert nur, um studieren zu können, ohne ein festes Ziel, bloß um zu

den

den alten Kenntnissen neue hinzuzufügen. Dieß ist eine Art eingebildeten Geizes, welche, so wie der wahre Geiz, Reichthümer auf Reichthümer häufet, ohne Andern mitzutheilen, eben so Wissenschaften bloß zu seinem eigenen Bedürfniß zusammenhäuft. Diese Art zu studieren ist noch verzeihlich, wenn man sich selber bloß zu seinem Vergnügen bedient, aber wenn man selbe in Geschäften anwenden wollte, wo man mit andern in Verbindung steht, da wäre selbe ganz unvernünftig.

Ein Eitler studiert nur, um mit seiner Gelehrsamkeit und mit seinem Verstande zu glänzen. Mancher studiert Sachen, welche mit seinem Stande gar nicht in Verbindung stehen. Beides heißt nur die Zeit unnütz verderben lernen. Ein solches Studium ist verlohrne Mühe, wenn man Fleiß darauf wendet, und lächerlich, wenn man keinen daran wendet.

Es ist zwar wahr, es ist in jeder Profession, wo nicht nützlich, doch angenehm, Geschichten zu lesen und zu verstehn, aber sich aufs Chinesische und Malabarische zu verlegen,

legen, und dieß zu seiner ersten Arbeit zu machen, ist bey einem Manne von Jahren, oder bey einer Magistratsperson, welche ihrem Dienst und Alter Ehre machen soll, ein Narrenstreich.

Der Weise studiert zu einer Zeit aus Amtespflicht, und zu einer andern, um sich zu unterhalten. Er studiert aus Pflicht, wenn ihn sein Amt zu geistigen Geschäften verbindet. Er studiert für seine Unterhaltung, indem er die leere Zeit nach seinen Beschäftigungen zum angenehmen Lesen verwendet.

Legt ihm sein Amt keine besondere Art seines Studiums auf, so findet er immer noch Gegenstände genug in der Natur, in den Werken der Schriftsteller, und in seinem Herzen. Die Natur biethet ihm zur Untersuchung dar, die verschiedenen Thiere, die Eigenschaften der Kräuter und Pflanzen, die Bewegung der Gestirne, und die Schätze der Erde.

Aus den Werken der verschiedenen Schriftsteller schöpft er aus dem einen Moral, aus dem andern Weltpolitik, und überhaupt

aus einem jeden Gegenstände des Nachdenkens und der Aufklärung, über natürliche und überirrdische Dinge.

Sein Herz endlich hat immer Gelegenheit, seine verschiedenen Neigungen, und Leidenschaften zum Ziel seines Studiums zu machen. Er sucht die Pflichten, welche ihm als Bürger, als Christen obliegen, gründlich kennen zu lernen.

Mit einem Worte: des Weisen größtes Bestreben wird seyn, das Studieren sich angenehm, Andern nützlich, und den Wissenschaften zur Zierde zu machen.

Der Weise in dem Gebrauche seines Verstandes.

Man machts einem zum Verdienst, sich viele Kenutnisse gesammelt zu haben, aber selbe wohl anzuwenden wissen, ist noch weit mehr. Wenn wir durch die Wissenschaften die Wahrheit erkennen, so lehrt uns der rechte Gebrauch des Verstandes jene zu erkennen, welche der Wahrheit dienen. Man sücht gewöhnlich nur aus Neugierde Kenntniße,

nisse, aber es kostet Mühe selbe zu erlangen, und es gehört noch mehr Verstand dazu, selbe wohl anzuwenden. Die überwiegenden Talente, seyen es nur erworbene oder geschaffene, machen den Gelehrten, aber der rechte Gebrauch dieser Talente bildet den Weisen.

Der Weise gebraucht seine Wissenschaft zur Unterhaltung seiner selbst und Anderer, oder zum Unterricht beyder.

Er weiß wohl, wie sehr es oft vonnöthen sey, in sich selbst zurückzukehren und nicht immer auswärts herumzuschweifen. Warum sollte man auch nur immer die Sterne betrachten, und nicht manchmal sein Inneres? Warum sollte man dann immer mit dem Lichte nur im Hofe herumgehen, und selbes nicht in sein Zimmer stellen? Warum nur immer sein Ohr an fremde Thüren lehnen, warum sollte man es nicht an sein eigenes Herzlegen?

Der Weise hütet sich, wenn er Andere bloß unterhält, Gegenstände aufs Tapet zu bringen, welche Aufmerksamkeit oder Anstrengung des Freundes fodern. Er wen-

det seine Kenntnisse nach Art des Mahlers an, welcher weiß, wo er Farben aufzutragen hat, und wo Schatten anzubringen sind. Er vermeidet solche Gemeinplätze, welche entweder Armuth des Geistes, Eitelkeit der Seele, oder Blödigkeit des Temperaments anzeigen.

Was den Unterricht betrift, welchen er andern ertheilet, so sucht er die Menschen von den Vorurtheilen, womit ihr Verstand umnebelt war, zu befreyen. Er nimmt bey selben keine Rücksicht auf Privatinteresse oder Leidenschaften; er weiß wie ansteckend diese Uebel sind. Da wo er nicht helles Licht schaffen kann, hütet er sich falschen Glanz zu zeigen, welcher auf Abwege führet.

Er nimmt Rücksicht auf die verschiedenen Neigungen seiner Zuhörer, damit er nur säe, wo eine Frucht zu hoffen ist, und dort keinen starken Baum anlege, wo höchstens eine schwache Pflanze zu erwarten ist.

Er wendet besondere Mühe auf die Gegenstände, welche er vorträgt. Er führt sie erstens in das Reich der Natur, und begnügt sich da nicht, ihnen eine Sache bloß

zu zeigen, er erklärt sie ihnen, und sucht sie ihrem Gedächtnisse einzuprägen. Er sucht ihnen vor allem gute Moral beyzubringen, auf dieser ruhet die Feste der menschlichen Glückseligkeit. Er lehret sie Religion, welche die Quelle einer guten Moral, und der Trost einer bessern Zukunft ist.

Der Weise in einem Zanke.

Nur wenige wissen sich in gelehrten Zänkereyen zu behaupten, indessen lassen sie sich häufig darauf ein, ohne im Stande zu seyn, sich auf eine geschickte Art herauszuwinden. Es giebt nicht leicht eine Gelegenheit, wo man sich mit seiner Voreiligkeit, oder Unbescheidenheit mehr bloß giebt, als in dieser.

Ein solcher eifriger Schwätzer zählt alle seine Worte, für eben so viele Gründe, und verlangt, daß man alle seine Kraftsprüche, gleich einem Orakel verehre.

Ein Anderer hält sich nur bey den Formalitäten auf, oder gleichnißweise, er spaziert immer in den Vorstädten herum, ohne

selbst in die Stadt hineinzugehen. Solche Redner bilden sich ein, einen großen Strich gemacht zu haben, welche, indem Sie in den Grund der Sachen nicht einzudringen vermögen, von selber bloß einen Schein geben.

Ein Anderer sinnt auf mancherley Schwänke, er wird sich erboßen, bis zum Schweigen, sey es nun aus Schlauheit, um über seine Unwissenheit einen Schleyer zu decken, oder aus verstellter Verachtung, als hielte er gleichsam die Gründe, welche er nicht widerlegen kann, seiner Beantwortung unwürdig.

Ein Anderer braucht in einem solchen Zanke, nur die Uebermacht seiner Lunge und Stimme, und glaubt den andern besiegt zu haben, indem er ihn doch nur überschrieen hat.

Manche kommen nur mit Kleinigkeiten angezogen, und vernachläßigen den eigentlichen Grund der Sache, um ihren Gegner, wenn er ihnen zu hart zusetzet, irre zu führen, daß er ihnen nicht die Streitsache zum Nachtheile umwende.

Eine gewisse Gattung von Leuten glaubt die Wahrheit nicht anders vertheidigen zu können, als durch unsinniges Toben und Rasen; aber nur schwache Geister bedienen sich dieser Waffen, in Ermanglung vernünftiger Gründe.

Der Weise vertheidigt die Wahrheit immer bescheiden und mit mäßigem Eifer. Durch diese Art überzeugt man die Gemüther, da man sie mit erstern bloß betäubt. Er leuchtet zwar der Unwissenheit mit der Fackel der Aufklärung, ist aber ihr Herz so verstockt, selbe nicht erkennen zu wollen, so wirft er ihr die Fackel doch nicht an den Kopf.

Der Weise hütet sich mit Fürsten, oder den Großen dieser Erde zu streiten. Diese Herren schlagen oft durch ein zweifelhaftes Kopfschütteln, oder verzogenes Lächeln alle unsere Vernunftgründe zu Boden, besonders in einer Versammlung, welche sich mit Ehrfurcht bücket, und vor Respekt zittert. Er denkt, wie jener Philosoph, welcher dem Kaiser Adrian erwiederte: Ich zanke nie-

niemals mit einem Fürsten, welchem eine Armee von Soldaten zu Gebothe steht.

Er vermeidet insbesondere allen Zank mit eingebildeten, eigensinnigen Menschen, welche alles behaupten, alles widerlegen, je nachdem die Launen sind. Welche selbst ihrer eigenen Vernunft entgegen handeln, deren Hauptsache es ist, immerwährende Zweifel aufzuwecken, aber keine aufzulösen.

Der schweigende Weise.

Unternehmende, und Leute von Geschäften reden gemeiniglich nicht viel, weder vor Ausführung ihrer Absichten, indem ihre ganze Aufmerksamkeit mehr auf den Gegenstand gespannt ist, daß sie für Worte keinen Platz hat; noch nach verrichteten Thaten, welche, wenn Sie gut und groß sind, sich selbst durch den Ruf verbreiten, ohne daß Sie nöthig hätten, solche durch viele Prahlereyen zu verherrlichen.

Ein Staatsmann spricht ebenfalls wenig, damit er nicht etwa durch ein unvor-

sichti-

sichtiges Wort, seinen Feinden Stoff gebe, ihm zu schaden.

Mancher will dadurch den Gelehrten und Aufgeklärten vorstellen, und es gelingt ihm zuweilen die Leute dadurch zu täuschen, welche selben für einen großen Geist halten.

Leute, die geheime Absichten haben, reden ebenfalls wenig, und das nur still, sie suchen nur Neugierde zu erwecken, aber sie nicht zu befriedigen.

Große Leidenschaften sprechen nicht viel; der kleine Schmerz klaget und jammert, indeß der größere verstummt. Dieß gilt fast von allen Leidenschaften. Nichts ist geschwätziger als der Zorn, wenn er gering und unbedeutend ist, aber nichts stiller, als wenn er groß ist. Deswegen ist das Schweigen eines Tyrannen mehr zu fürchten als sein Drohen, weil, indem er schweigt, in seinem Herzen ein Sturm wüthet, welcher um so fürchterlicher ist, da man nicht weiß, wie und über was er ausbrechen wird.

Der Kühne schweigt bey der gefahrvollsten Unternehmung, sein ganzer Kopf und Herz ist mit nichts, als den Mitteln zur

Ausführung seines großen Plans erfüllet, für alles übrige ist er todt und stumm. Der Rennomist entgegen drohet immer und mahlet Schreckenbilder seiner Courage, um dadurch den Mangel derselben zu ersetzen.

Bey einer geringen Trauer spricht man ziemlich viel, theils mit sich selbst, um die Schmerzen zu vergessen, theils mit Andern, um ihnen selbe mitzutheilen. Aber eine wahre große Trauer, läßt den Strom unserer Worte versiegen, um den Lauf unserer Thränen nicht zu hindern. Diese Thränen trocknet zwar die Zeit, aber es erfolget eine Stille, welche mehr sagt, und allen Nationen verständlicher ist, als die Sprache.

Ein Dummkopf kann schon natürlicher Weise nicht viel reden, seine grobe Unwissenheit, und das Gefühl seiner Unfähigkeit bindet ihm die Zunge.

Das Schweigen hat seine Vortheile für jedermann, es ist ein Deckmantel der Unwissenheit für den Dummen, ein Beweis der Vernunft für den bescheidenen Mann, und ein Karakter des Ansehens für den Gelehrten.

Ein

Ein seichter Kopf verräth sich durch seinen Diskurs. Er macht sich verhaßt, wenn er unangenehme Neuigkeiten vorbringt, ohne daß er darum befragt wird. Ein trauriger Bothschafter ist uns jederzeit so zuwider, wie die Bothschaft selbst. Er wird lächerlich, indem er vieles und verkehrtes Zeug redet, wovon man weder das Maaß noch das Ziel ergründet, oder wenn er unaufhörlich Schönheiten und Süßigkeiten sagt, deren Schwulst den Einfältigen wohl den Kopf benebelt, den Vernünftigen aber Eckel verursacht.

Der Bescheidene verschließt durch sein Schweigen verschiedene Schätze in sich. So wie die Sprache des Gelehrten der Schlüssel seines Herzens ist, in welchem seine Reichthümer begraben sind, eben so ist die Zurückhaltung des Bescheidenen das Schloß, hinter welchem er die seinigen verschloßen hält. Der Weise spricht nur als Gelehrter, und schweigt als Politiker, er weiß zu gut, daß das Schweigen der Weisheit allmächtiger ist, als seine Orakelsprüche, und daß sich mancher durch ein stündliches Schwei-

gen mehr Ruhm erworben hat, als ein Anderer durch die gelehrten Diskurse eines ganzen Tages.

Aristot sagte zu einigen Vielschwätzern: Ich verwundere mich nur, wie ein Mensch mit zwey Füssen, die Geduld haben könne, ihnen zuzuhören. Es giebt in der That Leute, welchen zuzuhören, oder wohl gar zu antworten Sünde ist. Das Schweigen des Weisen ist demnach für die Zudringlichen eine Art Zurückweisung, und eine Züchtigung für die Vorwitzigen.

Der Weise schweigt von einer Sache, welche außer seinem Fache ist, er denkt an das, was Apelles geantwortet hat. So lange du schwiegst hielt ich dich, deines Anstandes und deiner ernsten Miene wegen, für einen großen Mann, aber nachdem ich dich von meinen Werken urtheilen gehört, überlasse ich dich der Verachtung meiner Lehrjungen.

Der Weise bewahrt jedes Geheimniß fest; weder durch Bitten noch durch Drohungen läßt er sich selbes entreißen. Ein Geheimniß ist ein Pfand, worüber wir nicht Herr sind, und in dem nämlichen Augen-

blicke, da unser Freund die Zunge löset, uns selbes zu vertrauen, bindet er die unsrige.

Der Weise in der Unterredung.

Man muß die Leute, mit welchen man sich in Unterredungen (Unterhandlungen) einläßt, nach ihren guten oder schlimmen Eigenschaften wohl kennen. Manche sind herablassend und äusserst gefällig, um ihren Plan gut einzufädeln. Bey diesen sey man auf der Hut, daß sie einen zu nichts überreden, was unser Gewissen verletzen könnte.

Man wandle mit denen, welche die gerade Strasse gehen, ebenfalls gerade, und hüte sich vor jenen, welche Seitenwege suchen.

Vor allen muß man den Gegenstand der Unterredung gründlich kennen, und gleichwie es nichts giebt, woraus wir nicht etwas lernen könnten, eben so wenig kann eine Unterredung, seyn ohne Aufklärung irgend

gend eines Gegenstandes unserer Forschbegierde.

Nachdem muß man das Ziel, wegen dessen man sich in einen Diskurs einläßt, immer vor Augen haben.

Es ist öfters eine unschuldige, bloße Neugierde, was uns vermag Gespräche einzuleiten, durch welche wir einen uns unbekannten Vortheil oder Wissenschaft auszuforschen suchen.

Es giebt eine Sucht, welche immer nach Neuigkeiten haschet, der keine Zeitung genug thut, die sich selbst zu den Schlüßellöchern der Großen hindrängt, um ja nie an solcher frischen Waare Mangel zu leiden, indessen sehen es die Grossen nicht gerne, wenn man ihren Schritten nachspähet. Was soll es auch nützen, wenn wir manche Hofprojekte und manche Hofplane die ersten erfahren? — Daß wir etwa um einige Tage früher den Verdruß haben müssen, die Menschheit mißhandelt zu sehen.

Man lasse sich in keine weitläufigen Diskurse über Religionsgegenstände ein; man geht in diesen Stücken leicht zu weit, und

wer

wer in einem Punkte einmal nicht fest bestanden ist, dem wird man auch bald die andern wegraisoniren. Zuerst gilts die Hölle, dann den Himmel, und zuletzt Gott selbst.

Wer sich zum Tische setzt, der wird auch speisen, und wer eine Unterredung angefangen, der soll nicht stumm dabei bleiben. Man werfe selbst anständige Fragen und Zweifel auf, man verkehre selbst dem Andern den Gegenstand der Unterredung, um auch das seinige beyzutragen, der Wahrheit auf den Grund zu kommen.

Man begebe sich zu keiner wichtigen Unterredung, bevor man nicht den Gegenstand derselben recht mit sich selbst überlegt hat. Das Herz muß nicht schon zuvor wider denselben eingenommen seyn. Man waffne sich mit Geduld, wenn man die Ungeduld und Rohheit des andern kennt. Man stähle sich mit Muth, wenn man glaubt, solchen nöthig zu haben.

In der Unterredung spreche man immer als mit Freunden. Des Andern Widerspruch errege unsere Aufmerksamkeit, aber

nicht

nicht unsere Galle. Man mache sich so-viel Vergnügen daraus, unterrichtet zu werden, als zu unterrichten, vor allem aber vergesse man nie sein Gewissen dabey zu berathen.

Der Weise als Rathgeber.

Rath geben, Rath verlangen, sich des Rathes wohl bedienen, sind drey Stücke die nicht in eines jeden Gewalt stehen. Das erste erfordert Klugheit, das andere Gelehrigkeit, und das dritte Geschicklichkeit. Die Fälle sind unzählig, wo wir des Raths Anderer bedürfen. Der Unverständige bedarf desselben, um seine Geschäfte durch den Verstand Anderer zu ordnen, und den Mangel seiner Einsichten, durch die Fähigkeiten anderer zu ersetzen.

Der Verständige bedarf desselben ebenfalls, weil man ein Geschäft, welches durch den Beyfall anderer ist gut geheissen worden, mit mehr Eifer betreibet.

Heftige, leidenschaftliche Leute bedürfen am meisten des Raths Anderer, es

giebt

giebt keinen schlimmern Rathgeber, als unsere Sinnlichkeit, wenn selbe im Aufruhr ist.

Die Großen bedürfen aber des Raths am meisten; denn alle ihre Fehler sind von Folgen, und das zwar auf Kosten ihrer Unterthanen. Indessen verlangen Sie nur selten einen, sie bilden sich ein, daß so wie sie andere an Macht übertreffen, sie selben auch in Geisteskräften zuvorkämen.

Manche verlangen einen Rath, um ihre Freunde kennen zu lernen, und um ihren Verstand beurtheilen zu können. Dieß ist nun zwar ganz klug, aber man muß dabey nicht stehen bleiben, so wie der Kranke, welcher die Kenntnisse seines Arztes nicht nur allein erkennet, sondern auch seinen Rath befolget, um seine Gesundheit zu erlangen.

Ein Anderer überlegt nur mit seinen Freunden, was er längst bey sich beschlossen hat, er will vielmehr die Bewilligung und Gutheißung seiner Absichten, als ihren Rath einholen, und fällt daher auch mit Recht in die Falle seiner Eigenliebe, wenn ihm sein Plan mißlingt.

Der

Der Weise geht hiebey ganz anders zu Werke, er überlegt zuerst den Gegenstand für sich allein; er hälts für unklug eine Meinung vorzubringen, ohne selbe im mindesten zu überdenken, und er würde sich schämen, in selber nur seine Leidenschaften reden zu lassen, ohne den Verstand zu berathen. In diesem Sinne sagt man daher ganz mit Recht: Der Weise ist der erste und letzte seiner Räthe. Er durchgehet dann die große Schule der Vergangenheit, und sucht sich da Muster, die seinen Handlungen die gerade Richtung geben. Er wendet sich zuletzt an die Erfahrung der Lebenden, indem er weiß, wie wir oft durch die Eingenommenheit für unsere Sache verführt werden.

Der Weise, wenn er um Rath frägt, nimmt nicht nur allein auf den Verstand, sondern auch auf die Launen und die Gemüthsstimmung seines Rathgebers Rücksicht. Er weiß wohl, daß uns oft Leidenschaft hinreißet; aber er weiß auch, daß jener, welcher uns Rath giebt, oft nicht minder von selber beherrscht wird. Einer ist zu voreilig, der andere zu unthätig. Manchen blen-

det Vorurtheil, und einen Andern reißet die Hitze seines Temperaments hin, dieser sieht da lauter Gefahren, wo jenem lauter Rosen blühen.

Wenn er Rathes bedarf, so erholt er sich desselben ohne Verschub. Wer unschlüßig ist um Rath zu fragen, der wird sich gewiß nie entschließen können, einen gegebenen Rath auszuführen. Der versteht sein Geschäft gewiß nicht, der eine Sache geschwind beschließt, aber langsam ausführet. Man muß solche Maßregeln nehmen, daß wenn eine Sache ausgeführt werden soll, der Entschluß und die Uiberlegung derselben schon gemacht sind.

Er fragt nie um Rath ohne denselben zu bedürfen, so wie man keine Arzney suchen soll, ohne krank zu seyn. Er will seinen Freunden nicht überlästig seyn, damit sie ihm, zur Zeit, da er Rath vonnöthen hat, denselben um so williger geben.

Der Weise als Freund.

Jedermann wünscht sich Freunde. Der Wüstling braucht selbe zu seiner Gesellschaft, damit ihn ja die Stimme seines Gewissens nie allein treffe, wenn es ihm Vorwürfe zu machen hätte.

Die Gelehrten suchen Freunde, um denselben ihre Beobachtungen und Resultate mitzutheilen, oder von Ihnen welche zu erhalten, theils unbekannte Sachen zu entdecken, theils bekannte zu berichtigen.

Selbst der Einsame sucht sich zuweilen einen Freund, mit welchem er die Süßigkeiten einer stillen Ruhe theilen will, oder welcher ihm das Unangenehme derselben lindert.

Auch Tyrannen suchen sich Freunde. Die Geschichte liefert uns hiervon ein Beyspiel an Dionys. Ein solcher findet Vergnügen einen Theilnehmer, Vertrauten seiner bösen Anschläge zu haben. Tiber würde kein so großes Vergnügen an seinen Grausamkeiten gefunden haben, wenn nicht Sejan der Vertraute derselben gewesen wäre.

Freundschaft ist vielleicht das größte Gut auf Erden, ohne ihr wird uns die Arbeit zur drückenden Last, das Vergnügen zur Langenweile, und das Mißgeschick bringt uns zur Verzweiflung, da uns im Gegentheile mit selber die Arbeit ein Sporn zum Fleiße, das Mißvergnügen eine Uibung unserer Geduld, und die Traurigkeit eine Vorbereitung zur Philosophie wird.

Der Reiche, der Wohlhabende würde ohne Freund nur halbglücklich seyn, wenn er nicht mit selben seinen Ueberfluß theilen könnte. Der Gelehrte ist mit seinen litterarischen Produkten mißvergnügt, wenn er nicht einen Freund als einen Richter derselben hat.

Freundschaft ist also ein großes Gut, aber nur wenige wissen dasselbe zu genießen. Ein Mißtrauischer ist derselben unfähig, er flieht jene, welche er lieben soll, und er sieht die Ausdrücke der Freundschaft als Wirkungen einer ausstudirten Politik an. Er sieht desselben Schweigen für Verstellung an, und seine Worte hält er für Verrätherey.

Auf die Freundschaft eines Einfältigen ist eben nicht viel zu bauen, er ist in der Wahl derselben weder vorsichtig noch heikel. Da er seine Freundschaft so wohlfeilen Kaufs giebt, so findet er immer zu viele verstellte, und zu wenige wahre verdiente Freunde. Kleingeistige Menschen verdienen keine Freundschaft, sie haben weder das Herz einen Freund zu vertheidigen, noch den Verstand ihm zu helfen, sie sind überdieß äußerst empfindlich, stossen sich an jeder Rede, und sehen jeden kleinen Splitter in ihres Freundes Augen für einen großen Balken an.

Nur der Weise soll Freundschaft stiften, er wird in seinen Freunden nie auf vortheilhafte Umstände, nur auf Gleichheit der Gesinnungen, auf einen richtigen Verstand, und ein aufrichtiges, unverschloßenes Herz Rücksicht nehmen.

Glaubt er Jemand seiner Freundschaft würdig gefunden zu haben, so sucht er ihn nicht in dem Geiste des Mißtrauens, sondern im Geiste der Klugheit zu prüfen. Er hält dafür, daß man um nur einen zu lieben, ihn vorher kennen müsse. Bey

Unglücksfällen kann man seine Freunde prüfen wie das Gold im Feuer.

Der Weise hält seine Freunde im Glück und Unglück gleich. Er ist nicht so stolz zu glauben, daß an seinem Glücke nichts mehr könne verbessert, und nicht so viel zudringlich, daß ihm ein geschehenes Unglück ganz solle vergütet werden.

Der Weise mit seinen Feinden.

Der Weise wird unfehlbar Feinde haben denn wenn er ein Amt hat, so muß er das Laster angreifen, und die Tugend vertheidigen, der Leichtfertigkeit der einen widerstehen, und die Gewaltthätigkeit der andern dämpfen. Mehr braucht es nicht, um sich der Feindschaft vieler auszusetzen. Ist er ein Private, so wird sein Glück ihm Neider, folglich Feinde erwecken. Denn es ist kein großer Unterschied zwischen dem Neid welcher die glücklichen scheel ansieht; und dem Haß, welcher sie anfällt, durch die Handlungen in ihrer Gegenwart, durch die Lästerungen in ihrer Abwesenheit.

Der Weise wird also Feinde haben, denn das ist schon Geschick unsers Lebens, daß wir uns selbst plagen, oder daß wir jemand treffen der uns plaget, darum wenn der Weise gleich ruhig genug ist, um sich keinen Kummer zu machen; wenn er vorsichtig genug ist, um niemand einen Stoff zum Mißvergnügen zu geben: so wird er doch nicht so glücklich sein, um sich vor dem Verdruß zu schützen, welchen ihm seine Feinde verursachen.

Seine Feinde werden sich seinen Entwürfen widersetzen. Aber falls seine Plane nicht richtig sind: so muß er sich glücklich schätzen, Jemand zu treffen, der sich ihrer Ausführung widersetzt, und noch mehr Jemand zu finden, der sie unmöglich macht. Unsere Freunde thun dießfalls nicht so viel, denn gemeiniglich richtet sich ihre Gefälligkeit nach unserm Hange. Nur unsere Feinde können uns diesen guten Dienst erweisen. Sind seine Entwürfe gerecht: so sieht er wieder andere Feinde, die sie verhindern wollen. Denn niemals war ein guter Entschluß ohne Widerrede, noch eine gute

Handlung ohne Hindernisse. Die Hölle setzt sich mit ihrer Macht derselben entgegen.

Seine Feinde werden ihm zu schaffen machen. Er versieht sich dessen, denn die christliche Offenherzigkeit, welche von niemand jemals übel urtheilet, ist mit der Vorsicht nicht unverträglich, welche die bösen Anschläge unserer Feinde ahndet, wenn sie verborgen sind, und welche sie bestreitet, wenn sie offenbar sind.

Sie werden ihn unbillig behandeln. Er nimmt sich daher in Acht, und die Weisheit, die eine Unbild verzeihet, verzeiht sich nicht leicht eine Unachtsamkeit, die sie dem bösen Willen eines Feindes Preis giebt. Er wendet auf diese Art schlimme Streiche ab, die er nicht erfahren muß, aber die er als Staatsmann verhelen, oder als Christ verzeihen kann, wenn sie ihm wiederfahren sind. Er vermeidet zugleich das Verfahren einiger, die sich über ein Unrecht beklagen, aber die sich niemals über die Unvorsichtigkeit beschweren, durch welche sie sich darein gestürtzet haben; die die Bosheit desjenigen, der ihnen schadet, anklagen, aber die nie=

mals dem Betragen, durch welches sie sich dieselben zugezogen haben, Schuld geben; die sich über den ihnen gemachten Verdruß entrüsten, aber die niemals über die Sorglosigkeit demselben zuvor zu kommen und ihn abzuwenden nachdenken.

Wenn er, trotz seiner Vorsichtigkeit nicht verhindern kann, daß man ihm Unrecht thut, so seufzet er darüber; denn so lang uns die Tugend nicht schußfrey macht, wird sie uns auch nicht hindern betrübt zu seyn.

Wenn dieses Unrecht eine wider ihn geführte Klage ist, so erwägt er, ob man Ursache ihn anzuklagen hat, oder nicht. Wenn man keine hat, so spricht er nicht, wie Viele: ich fürchte die Verläumdung nicht; denn die Verläumdung hat mehr Unschuldige zu Grunde gerichtet, als die Justitz Schuldige gestraft hat; sondern er trachtet das Ungewitter zu zerstreuen, und die Wahrheit darzuthun. Hat man Ursache ihn anzuklagen, so fürchtet er die Anklage seiner Seele weit mehr; denn alles, was dieser Ankläger beweiset, läßt sich nicht widerlegen. Und wenn er die Stimme seiner an-

kla-

klagenden Feinde hört, so bildet er sich ein, die Stimme seines Gewissens zu hören, das ihn weit mehr in die Enge treibt, und das ihn vorfodert, die Stimme seines Richters, der das Urtheil über ihn fället, zu vernehmen.

Der Weise in Geschäften.

Die Geschäfte sind eine Arbeit für den Pöbel, eine Uibung für die Weisen, und ein Vergnügen für die Könige. Sie ermüden die ersten, weil, da ihr Kopf zu ihrer gehörigen Erduldung nicht stark genug ist, sie mehr Unruhe und Verdruß als Vergnügen dabey finden. Sie üben die zweyten, indem sie ihre Weisheit über die Ruhe nicht einschlafen lassen, und indem sie ihr Mittel verschaffen, sich in den Augen der Menschen hervor zu thun. Sie unterhalten die dritten, weil, da sie in ihren Geschäften nur die Hände ihrer Unterthanen gebrauchen, sie ihnen alle Mühe dabey überlassen, und nur den Erfolg davon sich vorbehalten.

Um glücklich darinn zu seyn, werden viele Eigenschaften erfodert, die Lebhaftigkeit des Geistes zur Erfindung der Auswege und Hülfsmittel; der Verstand zu ihrer Untersuchung; die Hitze zum Unternehmen; die Mäßigung zur Beobachtung aller nöthigen Schranken; die durchdringende Einsicht zur vorläufigen Prüfung aller Folgen; der Muth zur Erduldung der Mühe und der Schwierigkeiten; die Geduld zur Erwartung des Erfolges davon. Mancher wird Feuer genug haben, eine Sache hitzig zu unternehmen, der nicht frostig genug seyn wird, der Uibereilung vorzubeugen.

Ein Anderer wird Scharfsinn genug besitzen um alle Triebfedern zu finden, die man wird in Bewegung setzen müssen; der nicht fähig genug seyn wird, sie recht behutsam zu gebrauchen. Mancher wird aufgeklärt genug seyn zur Einsicht des Fortganges einer Sache, der es nicht genug seyn wird, um ihren Ausgang einzusehen. Ein Anderer wird Verstand genug haben um ihren Ausgang einzusehen, der nicht glücklich genug seyn wird, um dazu zu gelan-

langen. Man wird welche sehen, die in der Spekulation geschickt und in der Ausführung unglücklich seyn werden; andere die zwar gute Plane entwerfen, aber sie nicht werden ausführen können.

Man wird welche sehen, die Fleiß genug besitzen die schicklichen Gelegenheiten zu ergreifen, aber die nicht Verstand genug haben werden, sie gut zu leiten. Dieser hat Muth genug, um sich zu den Schwierigkeiten zu entschließen, der nicht Standhaftigkeit genug besitzet um darinn zu verharren. Jener wird glücklich genug seyn um Freunde zu finden, der nicht Klugheit genug besitzen wird um ihre Macht zu rechter Zeit zu nützen. Darum giebt es wenige, denen ihre Geschäfte vollkommen gelingen. Wir geben dem Schicksale, und nicht dem Mangel so vieler Fähigkeiten Schuld.

Die Ruhe des Arztes zeiget die Gesundheit unter den Völkern, und die Ruhe des Weisen zeiget den Frieden in den Städten an. Und gleichwie der Arzt tadelnswerth wäre, der Krankheiten aufsuchen,

und sie unterhalten würde, um die Vortreflichkeit seiner Kunst zu zeigen: also würde der Weise nicht entschuldbarer sein, der Staatshändel begünstigen würde, um mit seinem Verstande prangen zu können.

Aber nachdem es unvermeidliche und nothwendige Geschäfte giebt: so ist es möglich, daß der Weise ihnen nicht wird ausweichen können. Und in diesem Falle sehe man, wie er sich benimmt.

Er widmet sich zuerst der sorgfältigen Betrachtung seines Geschäftes, seiner Entstehung, seines Fortganges, und seiner Folgen, denn wenn wir für jenen besorgt sind, der sich schläget, ohne seine Feinde zuvor genau beobachtet zu haben, so dürfen wir wegen jenes nicht minder in Sorgen stehen, der sich in einen Handel einläßt, dessen Wichtigkeit er nicht versteht. An einer Sache aber arbeiten, ohne sie in diesen drey Umständen gut zu kennen, heißt sich geflissentlich zu Schanden machen, und in einem Labyrinthe von Irthümern zu Grunde gehen.

Der freygebige Weise.

Es giebt keinen so blühenden und so angenehmen Garten, wie die Hand des Reichen, der zur rechten Zeit zu geben weiß. Es giebt keine größere Hülfsquelle in den öffentlichen und besondern Drangsalen, als den Freygebigen. Aber man ist es nicht so leicht.

Erstens. Es gehöret Vermögen dazu, denn der Gelehrte, der seine Einsichten und die Reichthümer seines Kopfes öffentlich und besonders mittheilet, wird nicht für freygebig gehalten. Der Mitleidige wird wohl seine Thränen einem Bekümmerten, und seinen Trost einem Kranken schenken können. Der Arme wird wohl seine Dienste und seinen Schweiß leihen, aber er wird nicht freygebig seyn. Es gehören also Reichthümer dazu, ohne welchen die schönen Worte des Weisen unter den Armen nicht besser aufgenommen werden als die Musik unter den Traurigen.

Der Mensch kann durch die Geburt, durch das Glück und durch die Arbeit reich

seyn.

seyn. Aber ohne den natürlichen Adel der Seele, der das Herz erweichet, und die Hände der Reichen aufschließt, was werden die andern Geitzigen seyn, als Grundstücke, die selbst ihre Früchte aufzehren? Jenes Gold und jenes Silber — wäre es nicht besser in dem Schooße der Erde, woraus die Armen es durch die Arbeit graben können, als in den Händen eines Reichen, woraus die Elenden es weder durch Mitleid noch durch Arbeit locken können?

Die Großmuth ist also unentbehrlich, aber nicht von dem alltäglichen Schlage. Denn man wird viele sehen, die Großmuth genug zum Schenken besitzen, aber sie werden kein Bedenken haben, alle Ungerechtigkeiten zu begehen.

Nicht minder täuschen wir uns, wenn wir meinen großmüthig zu seyn, indessen wir nur ehrgeitzig sind. Manche setzen die Großmuth in der Verschwendung vieles Geldes auf Kleider, auf Gastungen, auf Gebäude, auf öffentliche Spiele. Es ist blos Schwelgerey und Stolz bey diesen Ausgaben. Aber wenn der Luxus die Großmü-

thigen machen kann: so wird ihre Anzahl bald groß seyn. Die Auslagen beweisen wohl den Reichthum, aber nicht den Edelmuth.

Es gehört Vorsicht dazu, um jene kennen zu lernen, denen man schenket. Denn man hat einige nicht sobald aus der Noth gerissen, als sie faul und stolz werden: die Armen würden verlohren seyn, wenn sie oft unüberlegte Gutthaten genössen, die ihre Sitten mehr verderben, als ihren Bedürfnissen abhelfen könnten. Zwar kann die größte Vorsicht die Undankbaren nicht verhüten. Aber der Undank des Einen hebt die Freygebigkeit des Andern nicht auf.

Man hat Einen gesehen, der keinen Anstand nahm, einer Hure Häuser zu schenken, und der doch seinem Bruder eine Wand streitig machte. Das heißt seiner Leidenschaft schenken, und zugleich beweisen, unser Vermögen sey besser in den Händen unserer Diebe, als in der Gewalt unserer Leidenschaften.

Nachdem die Weisheit jene, denen man schenken muß, unterschieden hat: muß man

auch

auch sehen, wie man schenken muß. Ein Freund, der der geheimen Armuth seines Freundes öffentlich abhilft, zeiget dadurch, er suche das Lob seiner Freygebigkeit vielmehr als das Interesse seines Freundes. Zudem ist die Armuth von der Art jener Uibel, die weniger empfindlich sind, so lang sie verborgen bleiben, als wenn sie ruchbar werden.

Man muß auch nicht warten, bis unser Freund uns bittet, damit es nicht scheine, er kaufe unsere Wohlthat durch sein Flehen, und daß er uns hernach nicht antworte: jetzt bin ich euch nichts mehr schuldig. Sondern man muß ihm zuvorkommen; es ist was Anderes dem Armen zu schenken, was anders dem Freunde zu schenken.

Man muß ferner sehen was wir schenken, um es nach unsern Kräften, und nach der Neigung des Empfängers abzumessen. Wenn man vom fremden Gute kein Almosen geben darf: so darf man noch weniger den Freygebigen von dem uns nicht zugehörigen Gute machen. Wir schenken gemeinig-

niglich williger von dem Guten, das uns nichts kostet z. B. Von jenem, womit uns die Natur begabet hat, als von jenem, so wir erworben haben.

Gleichwohl sind eben diese Güter jene, welcher der Freygebige am liebsten schenket, weil er mehr Recht über sie hat.

Der dankbare Weise.

Es ist ein großes Geheimniß, eine Wohlthat recht zu empfangen. Und wir haben nicht weniger Lobsprüche für die Hand eines Artaxerxes, welcher ein von einem Bauern ihm dargereichtes Glas Wasser freundlich aufnimmt, als für die Hand eines Alexanders, der Millionen verschenkt. Nur Gott bedarf des Nehmens nicht. Alle Menschen stecken in der Noth, und sind folglich begierig sich daraus zu winden. Darum giebt es Niemand, der nicht froh sey zu nehmen.

Aber wir finden sehr wenige, die sich auf das Rechtnehmen verstehen. Es giebt unter andern drey, die eine Wohlthat übel

annehmen, nämlich die Grossen, die Anverwandten, und die Undankbaren. Die Großen empfangen sie gemeiniglich ziemlich übel, weil sie zugleich eine Wohlthat zu erzeigen glauben, da sie dieselben annehmen.

Die Blutsfreunde empfangen sie nicht viel beßer, weil sie meinen, man seye sie Ihnen schuldig, und der sie verpflichtende Anverwandte thue nur seine Pflicht. Darum ist kein geringes Lob, ein guter Blutsfreund zu seyn.

Es giebt einige Undankbare, welche über das Nehmen sich nicht betrüben, aber welche traurig sind, genommen zu haben; welche jenen sehen, den man ihnen vorziehet, aber welche jenen nicht sehen, welchem man sie vorgezogen hat; die nicht an die empfangene Wohlthat denken, sondern die an jene, die sie noch hätten empfangen können, denken.

Der schlimmste Undank ist, böses für gutes zu erzeigen. Man darf dieses Beyspiel nicht unter den Thieren suchen; denn die Wohlthat ist ein Saamenkörnlein, wel-

ches in dem Herzen eines Leichtfertigen nur Dörner hervorbringt.

Des Weisen Dankbarkeit besteht in einer allgemeiner Kundmachung des ihm geleisteten Dienstes.

Zwar verrathen wir durch die Offenbarung der empfangenen Wohlthat die Bedürfniß, in welcher wir gewesen sind; aber es war nie eine Schande, seine Schulden richtig zu bezahlen. Durch deren Bezahlung bekennen wir, was wir schuldig gewesen sind, und zugleich, da wir bezahlen, machen wir uns ein Vergnügen und Ehre daraus. Gleichfalls geben wir auf eben diese Art das Glück zu erkennen, einen guten Freund, der uns aus der Noth gerissen hat, gefunden zu haben.

Der höfliche Weise.

Wir nehmen menschliche Höflichkeiten politische Höflichkeiten, und christliche Höflichkeiten wahr; bey der ersten ist Treue Glauben, und Aufrichtigkeit; Interesse und

Verstellung bey der zweyten; Liebe bey der dritten:

Die menschliche Höflichkeit ist eine Art der Freundschaft und der Pflicht, durch welche wir die Liebe des Nächsten zu erwerben suchen, indem wir ihm unsere Zuneigung und seinen Respekt bezeigen; indem wir ihm Beistand, und unsere Dienste leisten. Denn sobald wir geliebet, geehret, und unterstützt zu werden bedürfen, hat uns die Natur das Verlangen darnach eingepflanzet; und damit dieses in der Natur gegründete vernünftige Verlangen nicht nutzlos werde, hat sie uns die Hülfsmittel dazu in der Höflichkeit verschaft, welche eigentlich den beliebten Mann ausmachet.

Die politische Höflichkeit folgt den Gängen und äußerlichen Pflichten der ersten, aber aus einem Geiste des Interesse, der Andern nur willfahret, um einst den Meister zu spielen; aus Verstellung, der Sie nur ehret, um Sie bey Gelegenheit mit Füssen zu tretten; aus Eigenliebe, die sich vor ihnen äusserlich immer darum erniedrigt, weil sie sich innerlich über alle erhebt. Heil

jenen,

jenen, die bey den Barbaren leben, in Vergleichung mit jenen, die bey so höflichen Leuten wohnen müssen!

Die christliche Höflichkeit besteht, indem wir andern mit Höflichkeit vorkommen, um ihren Bedürfnißen beyzuspringen, indem wir ihnen soviel nachgeben, als die Ordnung der Welt es erlauben kann, und indem wir sie lieben, ohne Verstellung und Heucheley. Sie zieht die Liebe des Nächsten an sich, nicht durch eine sträfliche Gefälligkeit, sondern aus Liebe. Sie ehret Andere; denn wenn die Religion uns lehret, Gott bey unsern Eltern zu ehren, so lehret uns die christliche Höflichkeit, ihn in unsers Gleichen zu ehren. Sie lehret uns durch die Pflichten, die den Verdiensten schuldige Ehrerbiethung, und durch den Beweis seiner Liebe, die den Tugenden schuldige Gefälligkeit. Allein zur Ausübung einer solchen Höflichkeit ist es nicht genug, eine gute Erziehung, und einen verständigen Kopf zu haben: es gehört ein zur Tugend und zur Liebe geneigtes Herz dazu.

Einige machen keinen Unterschied, und erzeigen Jedermann ohne Unterschied gleiche Höflichkeit. Diese Höflichkeit ist der Luft gleich, welche einen Nero sowohl, als den Autonin anwehet.

Sie ist unüberlegt, denn weil man gegen jene, die es nicht verdienen, höflich seyn will: ist man unhöflich gegen jene, die es verdienen; das ist aber eine Art der Unhöflichkeit gegen angesehene Leute; dem nächsten besten mit der Ehrerbietung zu begegnen, die nur dem Verdienste gebühret.

Man wird andere sehen, welche nur nach ihrer Laune höflich sind, heute freundlich und gefällig, morgen gleichgültig und zurückhaltend. Darum da nur ihr Eigensinn ihre Höflichkeit und ihre Pflichten leitet, hält man es für fliegende Hitzen ihrer Laune, und ihrer Natur vielmehr, als für Proben der Liebe und der Ehre.

Man wird Andere sehen, die die Höflichkeit vielmehr nach ihren Vorstellungen, und nach ihrem Temperament, als nach der Vernunft modeln. Denn der Unvorsichtige wird unfehlbar glauben, die ächte

Höflichkeit bestehe in seinen unüberlegten Reden; der Grobian, in seinen hitzigen und groben Manieren. Ein heimtükischer Mensch, der meinet in seinen Schalkheiten stecke Klugheit, wird bald glauben, sie seyen Rechtschaffenheit.

Es giebt Andere, welche die Regeln der Höflichkeit sehr gut verstehen, aber, welche sie nur gegen jene beobachten, die sie fürchten. Nichts ist so leutselig, und höflich, als eben diese Leute gegen jene, vor derer Macht sie sich bücken; nichts so grob und gleichgültig gegen jene, die nicht schaden können. Das ist aber mehr Niederträchtigkeit, als Höflichkeit, es ist eben so niedrig, dem Schwachen hart zu begegnen, als der Macht der Großen zu schmeicheln.

Der Weise im Reichthume.

Jedermann wünschet den Reichthum: der Geitzige begehrt ihn, um ihn zu bewahren; der Verschwender, um ihn auszutheilen; der Ehrgeitzige zu großen Planen; der Sanfte zu seiner Vertheidigung.

Einige wünschen ihn aus Neid, Andere aus Stolz.

Weiter zu fragen, ob der Weise auch den Reichthum der Armuth vorziehen dürfte, heißt fragen, ob er lieber seine Großmuth in den Geschenken, und sein Mitleiden in dem Allmosen, als seine Geduld in dem Mangel zeigen würde. Es heißt fragen, ob er lieber die Winde und die offene See günstig haben wollte, falls er absegeln muß, als immer brausende Wellen zu durchschneiden. Es ist also glaublich, daß wenn man dem Weisen die Wahl dießfalls liesse, er lieber würde reich, als arm seyn wollen, weil es mehr Elende giebt, die seine Freygebigkeit nützen können, als es Weise giebt, die seine Geduld sich zu Nutzen zu machen verstehen.

Gesetzt aber, er seye reich, so sehe man hier das Gemählde seines Benehmens.

Er hütet sich vor den Verstrickungen, worinn der Reichthum seinen Mann verwickeln kann. Denn mancher begehrt ihn im Anfange nur, um sich aus der Noth zu winden, der ihn hernach zum Vergnügen

begehret. Ein Anderer verlangt ihn heute nur zum Vergnügen, der ihn Morgen nur zur Ehre fodern wird. Mancher sucht ihn nur, um ein Aufsehen zu machen, der bald hernach ihn zum Ausschweifen suchen wird. Ein Anderer will ihn nur zu seiner Vertheidigung, der ihn in der Folge zum Angriffe verwenden wird.

Er macht sich aus seinem Vermögen keine Ehre, da die Weisheit einer fremden Zierde nicht bedarf, um sich auszuzeichnen, und er wird nicht stolzer auf seinen Vollauf, als der Kranke auf die Menge seiner Arzneyen. Denn jeder Mensch, der in dem Angesichte seines Vermögens spricht: wie mächtig bin ich! ist von jenem nicht unterschieden, der bey dem Anblicke der Arzneyen sagt: hier sind Essenzen zum Gebrauche, wenn mich der Schlag rühret, da sind Lanzetten, um mir zur Ader zu lassen, wenn ich das Fieber habe, da sind Seitenbänder, um mich aufzuhalten, wenn ich wahnsinnig bin, hier sind herzstärkende Getränke gegen die Ohnmacht. Wie groß bin ich!

Er tritt den Reichthum mit Füssen, nicht wie einige alte Philosophen; damit er nicht, indem er ein von der Erde abgeschiedenes Herz zeiget, er einen an eitle Ehre angehefteten Geist verrathe, und damit er nicht, indem er selben öffentlich verachtet, die Vorsicht zu verachten scheine, die ihm ein Geschenk damit gemacht hat.

Er hängt sich nicht daran, denn jeder Mensch, der sich an sein Vermögen hänget, kann sich gemeiniglich desselben weder für sich, noch für Andere bedienen. Und wir können sagen, ein solcher Mensch, sey nicht mehr sein eigner Herr, sondern ein Sklave seines Vermögens, das ihn besitzt.

Der Weise sieht sein Vermögen, als die Güter der Natur, als ein Geschenk des Glückes, als das Erbtheil der Armen an. Als Güter der Natur betrachtet, bedarf er ihrer, für seine eigene Person, für seine Neigungen, und für seine Begierden, welche die Armen seines Herzens sind, und für seinen Leib bedienet er sich dessen mit den niederschlagenden Gedanken, daß er so vieler Dinge bedarf. Denn groß ist die Schwach-

heit,

heit, welche so viele Hülfe, und so viele unterstützende Hände erfordert.

Sofern sein Reichthum als Geschenk des Glückes betrachtet wird, so erwartet er ohne Unruhe, daß es denselben durch Mißgeschicke zurückfodere, und unterdessen betrachtet er selben als ein Pfand des Glückes, das ihm seiner Weisheit anvertrauet hat, nicht seinem Geitze, seinen Sorgen, nicht seinem Stolze. Darum gleichwie, wenn wir ein Pfand gut aufgehoben haben, uns kein Recht darüber zuwächst, also wird es ihm, nachdem er die Güter des Glücks recht gebraucht hat, nicht auffallender seyn, sich davon entblößet zu sehen, als wenig wir uns verwundern zu sehen, daß man uns das Pfand abgefordert, was wir getreulich aufbewahrt haben.

So fern sein Vermögen das Erbtheil der Armen ist, läßt er sich durch die Hände des Elenden liebreich davon entblössen. Sie finden seine Freigebigkeit lieblicher, als seine Weisheit. Und so wie es Gott eigen ist, Selige zu machen: so ist es dem Weisen, falls er reich ist, eigen, die Unglücklichen zu un-

terstützen. Wenn Gott den Menschen nicht im Jammer fallen läßt; so verwahret der reiche Weise den Elenden vor Verzweiflung.

Der Weise in der Armuth.

Die Natur läßt den Weisen, nicht besser gekleidet, als die Andern gebohren werden. Das im Nahmen der Vorsicht handlende Glück, hat bey den Zufällen, und uns treffenden Schäden nicht mehr Achtung für die Weisen, als für die Unwissenden; der Tod, welcher eine allgemeine Beraubung der Dinge ist, schonet sie nicht, und ermangelt nicht sie den Aermsten unter allen Menschen gleich zu machen.

Daher schliessen wir, es gäbe dreierley Arten der Armuth. Die erste von Seiten der Natur, die uns wie die Aermsten unter allen Thieren in die Welt setzt.

Die zweyte von Seiten des Glücks, wenn es uns zuwider ist, und uns durch einen Streich der Widerwärtigkeit von unserm Reichthum entblößt.

Die dritte von Seiten des Todes, wenn er uns das Leben nimmt, welches der Grund alles unsers Vermögens ist.

Der Weise ist diesen drey Arten der Armuth aus so dringender Noth unterworfen als er Mensch ist.

Aber fragen, ob es dem Weisen nützlicher sey, reich, als arm zu seyn, heißt fragen, ob die Philosophie, die durch die Beyspiele lehret, gelehrter ist, als jene, die durch Worte lehret.

Nichts destoweniger, da alle Dinge dieser Welt, von dem davon zu machenden Gebrauch abhängen, so ist die Frage zu wissen: wie der Weise, falls er arm ist, es sey durch die Geburt, oder durch das ihn verfolgende Glück sich beträgt. Obwohl er klug ist: leidet er doch die Ungemächlichkeiten, die der Armuth ankleben. Indessen er versteht seine Philosophie, die ihn lehret, wenig mit Freude zu besitzen sey besser, als viel mit Unruhe und Traurigkeit, und es sey angenehmer, gesund in einem kleinen und armen Bette zu liegen, als sich krank in ein großes und reiches Bett niederzulegen. Er

weiß

weiß aus den Beyspielen und Geschichten, die Armuth habe dem Vaterland mehr Gesetzgeber, Eroberer und Gelehrte geschenket als der Reichthum; und daß, wem die Armuth Unruhige unter dem Volke aufgestellt hat, man sie nicht kannte, aber daß, wenn der Reichthum Ausschweifer und Räuber unter den Großen gestellet hatte, alle Welt auf sie gedeutet hat. Er bedenket, der Reiche bedürfe viele Lehrmeister, einen von Seiten der Mäßigung, um ihm ihre Schönheit zu lehren; einen von Seiten der Bescheidenheit, um ihm ihre Anmuth zu erklären; einen von Seiten der Gerechtigkeit, um ihm ihre Nothwendigkeit zu lehren; aber daß die Armuth ganz allein den Dienst aller dieser Lehrmeister vertrette.

Der Weise duldet sie als Mensch, als Philosoph, und als Christ: als Mensch, der daraus den Gegenstand seiner Leiden macht, als Philosoph, der daraus den Stoff seiner Ueberlegung nimmt, als Christ, der daraus den Gegenstand seiner Ergebenheit macht. Die Armuth stellt ihn der ungestimmen Witterung bloß; er fürchtet

sie nicht so sehr, wie den Vollauf, der ihn vielleicht den Begierden der Sinnen Preis geben würde. Sie setzt ihn der Verachtung der Unwissenden aus, er zieht sie dem Reichthum vor, der den Menschen der Schwelgerey, dem Stolz und der Unmäßigkeit aussetzet. Sie setzet ihn in Gefahr, von seinen Freunden verlassen zu werden, er hat sie lieber als den Ueberfluß, der uns in Gefahr, von unser Tugenden verlassen zu werden, setzet. Und also demüthiget die Armuth den Menschen bey sich selbst. Sie übet den Philosophen: sie erhebet den Christen über alle menschliche Dinge.

Wenn man jetzt fraget, was für ein Unterschied zwischen den Weisen sey, wenn er reich, und wenn er arm ist: so antworte ich, eben der Unterschied findet statt, welcher zwischen der bedeckten, und reich geschmückten Bildsäule, und der aller ihrer Zierathen entblößten Statue sich trift. Eine Statue ist nie besser geschmükt, als mit ihrer Naktheit, und mit allen ihren eigenen Zügen, aus welcher wir ihren Werth und die Vortreflichkeit des Künstlers weit bes-

besser kennen lernen, als aus den äußerlichen Zierathen. Und also können wir sagen, der Weise offenbare nie besser, was er ist, als in der Armuth.

Zwar kann er alsdenn Andern nichts Gutes thun. Aber er kann sie stärken und sie durch die Beyspiele seiner Geduld unterrichten.

Bey dem Reichthum lernt der Weise sich der Sachen bedienen. In der Armuth lernt er sie entbehren, und sagen: so lang ich nichts gehabt habe, bedurfte ich nichts, und diese beyden Arme, haben alle meine Bedürfnißen durch die Arbeit befriedigt. Bey dem Reichthum lernt er die Verachtung der überflüßigen Dinge. In dem Mangel lernt er ein Belieben an den nothwendigen Sachen tragen, und nach einer schlechten Mahlzeit sagen: O wie viel Vergnügen, das der Reiche nicht kennt!

Wenn ihm nichts mangelt: so lernt er andere durch seine Wohlthaten vergnügen. Wenn ihm alles abgeht, so lernt er sich selbst beruhigen, und, indem er ein Stück rauhen und geschmacklosen Brodes vorzeiget,

sa=

sagen: Wer mit eben diesem Brode zufrieden ist, bedarf der Tafel der Könige nicht.

Bey dem Vollauf kann er sich Freunde machen. In der Armuth kann er sich Anbether erwerben; denn die Weisheit flösset eine ganz andere Achtung ein, wenn sie von allem entblößt ist, als wenn Sie dem Glücke im Schooße sitzt, wo sie von dem Vollauf gleichsam verdunkelt, und von dem Reichthum niedergedrückt ist: statt daß, wenn sie arm ist, sie ein freyeres Ansehen hat, und ihre Verdienste eher geltend machen kann.

Der Weisen in der Widerwärtigkeit.

Wir sind alle in ein Schiff verflochten, das ist, in eine und eben dieselbe Republick, und folglich einerley Sturm, und einerley Zufällen, die sich während des Laufes der Schiffahrt ereignen, unterworfen. Aber auf eine ganz verschiedene Art, denn obschon der Sturm alle jene, die im Schiffe sind, jagt: so macht er doch nicht auf alle gleichen Ein-

 druck,

druck, weil nicht alle gleiches Temperament haben. Also stößt zwar die Trübsal in dieser Welt ohne Unterschied auf alle Menschen; aber alle nehmen Sie nicht auf gleiche Weise auf, wegen ihrer verschiedenen Fähigkeiten ihres Geistes und ihres Herzens. Aber so verschieden auch die Art seyn mag, womit man die Schläge aufnimmt, so werden doch die Widerwärtigkeiten Niemand schonen.

Zwar scheinet das Verdienst die Weisen so sehr über den gemeinen Haufen zu erheben, als der Mensch über die Thiere erhaben ist. Aber daher folgern wollen, daß sie von dem gewöhnlichen Elend frey seyn sollen; heißt sagen wollen, daß die edlern Theile des menschlichen Leibes, um vor den andern den Vorzug zu behaupten, von allen Zufällen frey seyn sollen, die alle übrigen Glieder bedrohen. Der Verstand macht die Weisen gleichsam zum Haupte der Republick; aber daher können wir nicht folgern, daß die Trübsalen sie vielmehr, als Andere ehren müssen: Wir wollten denn sagen, das Haupt, weil es über alle

un-

unsere Glieder erhaben ist, müsse dem Schwindel und den Kopfschmerzen nicht unterworfen seyn.

Der Verstand macht, daß Sie in den Staaten sind, was das Steuerruder in einem Schiffe ist. Muß aber darum das Steuerruder, weil es unter den Werkzeugen der Schiffahrt den ersten Rang einnimmt, dem Hin- und -Herstossen des Meeres weniger unterworfen seyn, als die andern Theile des Schiffes? Die Trübsalen sind also unvermeidlich. Die Bösen bedürfen ihrer, entweder ihre Bosheit aufzuhalten, oder sie zu strafen. Die Rechtschaffenen zu ihrer Erhaltung in der Tugend, welche sonst ausarten dürfte. Wer wird die Verdienste und die Tugenden des Weisen kennen lernen, wenn ihn der Kummer niemals drückt?

Aber ist er gekränket: so prahlet er mit seinen Leiden nicht, weil er zugleich mit seinen Schwachheiten prangen würde. Denn das ist das Kennzeichen einer schwachen Seele, die große Menge seiner Unglücksfälle zu erzählen, um entweder für unglücklich, oder

geduldig angesehen zu werden. Man schlägt die Feinde nicht durch die Beschreibung ihrer Anzahl und ihrer Macht, noch durch das Vorlesen ihrer Namen.

Wir mögen also sagen, die Widerwärtigkeit sey für den Weisen eine Zeit zu wirken, auszuhalten und zu leiden.

Er wirket, um seinen Widerwärtigkeiten abzuhelfen; denn die Klugheit, die uns lehret, einen Sturm geduldig auszuhalten, wenn er unvermeidlich ist, lehret uns nicht vorsetzlich zu beharren, falls wir demselben ausweichen können.

Er hält mit einem aufgeklärten Geiste aus, weil er alsdenn mehr, als jemahls erkennet, was für Leute ihn in der Noth verlassen; wie ihre Freundschaft beschaffen ist; was von ihren Versprechungen zu denken ist; von welcher Art die Güter dieses Lebens sind, die in einem Augenblick unsern Händen entschlüpfen; wie die Welt ist, bey der eine ewige Veränderung statt hat; denn es giebt keine so durchdringende und weitschichtige Einsicht, als jene, die wir durch die Geduld erlangen.

Er leidet, aber nicht ohne Empfindlichkeit, denn dieses gehöret nur den Dummen, kraft ihrer kalten Natur, oder den Stoikern, die sie nach den Grundsätzen ihrer Philosophie nachäffen, zu. Daher, wenn sein Kummer einige Klagen zu seinem Trost erfodert, glaubet er seine Weisheit nicht zu entehren, wenn er welche führet, denn die Klagen in dem Munde des Weisen, sind eben so anmuthig während seines Mißgeschicks, als seine Aussprüche, während seines Glückes.

Aber etwas anderes ist es, als ein Weiser zu weinen, und etwas anderes, als ein Schwacher zu weinen. Der Schwache ist nicht Herr über seine Thränen. Der Weise vergießt sie nicht so, daß er damit nicht einhalten kann, wenn er will. Der Schwache findet eine Süßigkeit darinn, weil sie die Vorsehung und das Glück anzuklagen scheinen, die ihn betrüben. Der Weise findet nur in so fern Erleichterung darinn, als er derselben zur Verbreitung des Kummers seines Herzens bedarf. Der Schwache vergießt sie als Anleitung zum Murren, und unbescheidenen Klagen, die ge-

meiniglich darauf folgen. Der Weise vergießt sie als Anleitungen zur Ergebenheit.

Der Weise bey Wohlthaten.

Es giebt drey große Geheimniße in der Welt, unter rechtschaffenen Leuten. Das erste, eine Wohlthat zu erzeigen; das zweyte, sie zu empfangen; das dritte, sie zu erwiedern. Niemand ist, der sich nicht bestrebe, sie zu wissen. Wenige verstehen sie, und noch wenigere üben sie aus. Man erweiset die Wohlthaten als ein Fürst, wenn man dadurch seine Pracht zeigen will, und das Vergnügen haben, Leute zu beglücken.

Man erweiset sie als Politiker, wenn man sich eine Gewalt über andere herausnehmen will, denn es ist kein großer Unterschied zwischen der Schuld, die uns Vollmacht über den Schuldner giebt, und zwischen der Wohlthat, die uns Stoff giebt, sie dem Empfänger vorzurücken, und ihn durch unsere Worte zu demüthigen.

Man erzeuget sie als Freund, wenn man keine andere Absicht hat, als das Wohl seines Freundes, und nur das Interesse jenes, den man verpflichtet, suchet, mit eben dem Geiste, mit welchem wir wollten, daß man das unsrige suchte.

Man empfängt die Wohlthaten als ein Elender, wenn man nur seinen Nutzen, oder das Mittel, sich aus der Noth zu reißen, suchet.

Man empfängt sie als ein Undankbarer, wenn man sie verheelet.

Man erwiedert sie als Gleichgiltiger, wenn man des Wohlthäters Schuldner nicht seyn will.

Man erwiedert sie als Feind, wenn man sie mit eben dem Geiste, mit welchem wir Jemand seine Geschenke zurüksenden, zurükgiebt.

Die Almosen gehören für die Armen, die Pflichten für die Großen, und die Wohlthaten für die Freunde. Wenn die Vorsicht diese drey Geschenke nicht ordnet: so theilen wir sie nicht aus. Wir werfen Sie vor.

Man wird andere sehen, die warten, bis man es nicht mehr ausstehen kann, bevor sie verpflichten; das heißt, zu lange warten; das heißt, der Noth vielmehr, als der Person geben. Das ist eine Schuld, und keine Wohlthat; das heißt die Danksagung, und nicht die Freundschaft suchen; und das heißt nicht zum Verpflichten gebohren seyn, sondern vielmehr Schuldner, als Freunde suchen.

Andere warten sogar, bis es in Flehen und Thränen ausbricht. Das heißt keine Wohlthat erzeigen, es heißt sie verkaufen. Nichts kann eine Wohlthat so sehr herabsetzen, als die Thränen eines uns bittenden Freundes, und so betrachtet jener, der sie auf diese Weise empfängt, sie nicht sowohl als einen Gefallen, sondern als eine Sache, die er durch sein Bitten erworben und erkauft hat, und er glaubet sie seinem Elende vielmehr, als der Freygebigkeit seines Freundes verdanken zu dürfen.

Andere verlangen Vergeltungen, und wollen über die verpflichtete Person und über ihre Dienste nach ihrem Willen verfügen.

Eben

Eben diese können die Süßigkeit der Herrschsucht vielmehr kosten, als das Vergnügen einer ächten Freundschaft. Das heißt einen Sklaven, und nicht einen Freund suchen.

Hier ist das Gemählde des Betragens des Weisen, bey den Wohlthaten.

Er überlegt den Zustand, worin er ist, um seine Wohlthat nach seinen Kräften abzumessen, um nicht nutzlos gegen einen Freund zu handeln; denn man erwartet für eine Wohlthat von dem Armen einen Dienst, von dem Reichen Geschenke, und von dem Weisen den Beyfall.

Er erwartet nicht, daß sein Freund ihm seine Noth offenbare, denn die Wohlthat ist nicht minder groß, wenn man einen Freund vor der Entdeckung seiner Armuth verwahret, als wenn man ihn aus derselben reißet.

Er unterscheidet zweyerley Wohlthaten.

Die ersten geschehen öffentlich, z. B., der Beyfall und die Lobeserhebungen der Tugend, und die militärischen Geschenke, welche Belohnungen der Tapferkeit sind.

Die zweyten geschehen heimlich, z. B. wenn man einen Freund in seinem geheimen Kummer tröstet.

Der Weise zeiget sich in den ersten prächtig, und in den zweyten liebreich, und in allen Beyden offenbaret er ein Gemüthe, welches sich überzeuget, nie mehr Herr seines Vermögens zu seyn, als wenn es dasselbe in den Händen seines Freundes sieht.

Zwote Hälfte.

Das Betragen eines Weisen in einem hohen Range.

Man ist groß durch die schönen Eigenschaften, welche Geschenke der Natur sind. Man ist groß, durch die Aemter, und durch die Würden. Das sind zwey sehr verschiedene Hoheiten: die Geburt giebt uns die erste: die zweyte fällt uns von Seiten der Erde zu, denn die Menschen haben die Ehrenstellen errichtet, und zur Regierung der Völker, an gewisse Stände eine Auszeichnung bestimmt.

Wir reden hier nur von dieser zwoten Hoheit, die von Gott bestättiget ist, und gleichsam eine Theilnehmung seiner Macht, die er einigen zum Wohl anderer einräumet Das ist die Größe, wornach wir seufzen. Einige in der Hoffnung, daß Sie durch vieles Arbeiten und Bemühen, dazu gelangen können. Andere aus Einbildung, daß

sie

sie nie dazu gelangen werden. Denn die angenehmen Vorstellungen, die man sich von einem Gegenstand macht, erregen demnach Seufzer über das Unvermögen, ihn zu bekommen.

Man besitzet diesen Vortheil auf drey Arten; nämlich durch die Geburt, durch die Gunst und durch das Verdienst. Durch die Geburt, wenn die Natur uns unter den Großen gebohren werden läßt.

Durch die Gunst, wenn wir durch die Güte unserer Beförderer groß sind.

Durch das Verdienst, wenn wir uns durch unsere Talente und unsere Anstrengungen, ohne Rücksicht auf die Geburt und die Gunst, selbst groß machen. Das ist die Edelste unter allen Besitzungen. Allein auf was immer für eine Art auch der Weise zum hohen Range gelanget seyn mag, sehe man hier, wie er sich darinn beträgt.

Er betrachtet die Mängel, denen die Grossen unterworfen sind.

Der Erste ist, daß sie sich durch die Schmeichler täuschen lassen. Es giebt ohnehin schon so viele Dinge, die ihnen schmei-

cheln. Ihr Stand schmeichelt ihnen, Ihre Leidenschaft schmeichelt ihnen nicht minder. Uiberdieß kommen die Menschen, die sie durch ihre Schmeicheleyen verblenden; denn so wie die Armuth durch die Verachtung, so leidet die Hohheit durch die Schmeicheley. Und wenn die Bosheit der Menschen die Macht der Großen nicht erschüttern kann; so suchet sie dieselbe durch ihre Lobeserhebungen zu verderben.

Der Zweyte ist, daß sie sich selbst nicht kennen, indem sie sich bereden, die Hoheit ihres Standes gehöre ihnen eben so wohl natürlich, als die damit verbundenen Ehrenbezeugungen; darum betrachten sie sich auch nie in jener natürlichen Gleichheit, die sie mit allen übrigen Menschen haben.

Der Dritte ist, daß sie glauben, ihr Stand bedürfe keiner Unterstützung durch den Verstand, durch die Wissenschaft, und durch die Tugend. Und weil sie verständige und fähige Leute zu ihren Füßen sehen: so bereden Sie sich bisweilen, dessen mehr zu haben, wie wenn der Baum mehr Schön-

heit

heit und Geruch hätte, als der Rosenstock, der neben ihm wächset, weil er den Schatten über ihn verbreitet.

Der Vierte ist, daß, statt ihrer Hoheit zu gebrauchen die Menschen zu verpflichten, sie sich derselben gemeiniglich zu ihrer Mißhandlung bedienen, und sie in eine gewisse Freyheit setzen, alles zu thun, und alles zu reden.

Das Betragen des Weisen bey einer Demüthigung.

Es ist ein großer Abstand, zwischen der Demüthigung und der Demuth; denn es ist nichts gewöhnlicheres in dieser Welt, als gedemüthigte Leute zu sehen, nichts seltneres, als Demüthige.

Einige sind durch die Armuth, und Andere durch die Krankheiten gedemüthiget. Einige sind es an ihrem Leibe, der nicht von dem besten Bau ist. Andere an ihrem Geiste, der ihre Absichten nicht begünstigen kann. Dieser ist durch seine Unwissenheit, und jener durch seine Kenntniß gedemüthiget, die nicht allen Beyfall hat, den er gern hätte.

Die Niedrigen sind unter der Macht der Reichen gedemüthiget, und die Reichen sind es bey den ihnen zustossenden Schäden. Das Verdienst unter der Ungerechtigkeit, die es nicht belohnet. Das Verbrechen unter der Gerechtigkeit, die es bestrafet. Der Ueberwundene durch die Gewaltthätigkeit seines Siegers, und der Sie-

Bayerische Staatsbibliothek München

ger unter der Bosheit jener, die sein Glück beneiden. Die Lasterhaften sind bey dem lauten Ruf ihrer Ausschweifungen gedemüthiget: die Bescheidnen sind es durch die kleine Bekanntschaft ihres Verdienstes, und durch die wenige Achtung, die man für ihre Eingezogenheit hat. Der Stolze ist gedemüthiget durch die Noth zum Beystand eines Andern seine Zuflucht nehmen zu müssen, und der Großmüthige ist es durch die Vergeßenheit seiner Wohlthaten.

Die Demüthigung trift also in der Welt ohne Unterschied Jedermann. Sie trift die Stolzen, wie die Feigen; sie trift die Gelehrten wie die Tölpel. Aber Demüthige finden sich nicht, der Fehler davon liegt nicht an der Demüthigung. Der Fehler davon ist bey uns, die wir dieselbe unkräftig machen, wenn Sie zur Aufdeckung unsers Hochmuths dienet. Aber wir reden hier nur von den Demüthigungen. Wir können überhaupt sagen, es gäbe deren drey Arten, nämlich zeitliche Demüthigungen, welche vom Glücke herrühren, das uns nicht günstig ist; von unseren Feinden, wel-

che uns überlegen sind; von unserem Leibe, welchem Mängel ankleben, die uns einige Verachtung zuziehen können. Und von Zufällen und Mißgeschicken, die uns Schmach erwecken.

Zeitliche Demüthigungen sind hier nur der Gegenstand. Glaublich ist es, der Weise sey davon nicht frey, denn das Ungewitter trägt nicht mehr Achtung für den Lorberbaum, als für den Eichbaum.

Er sucht seine leiblichen Gebrechen nicht zu verbergen, weil diese Bemühung sie nicht sowohl verbirget, als aufdecket. So steht es nicht mit den Mängeln des Verstandes, und mit Mitteln. Es gehört Muth zu deren Uiberwindung, und Geschicklichkeit zu ihrer Verbergung. Was aber die Gebrechen des Leibes anlangt, je mehr man sie zu verbergen sucht, desto mehr reizet man die Neugierde der Leute zu derer Betrachtung. Die Sachen sind bisweilen so, daß sie verbergen wollen, eben das wahre Mittel ist, sie bekannter zu machen, und Andere aufzumuntern, sie zum Stof ihrer Satire und Unterhaltungen zu machen.

Ist er an seinem Vermögen durch beträchtliche Schäden gedemüthiget: so vermeidet er die Niedrigkeit des Klagens und des Aechzens, weil, wenn er gedemüthiget ist, er darum nicht niedergeschlagen ist; und er sucht sich durch die Erzählung seiner Widerwärtigkeiten nicht zu beruhigen, massen er zugleich Anlaß geben würde, seinen Freunden zur Bezweiflung seines Muthes, und seinen Feinden zur Schadenfreude. Denn die Bosheit des Menschen ist so beschaffen, daß sie sich nicht sowohl über den uns zugestossenen Zufall, als über unser darüber bezeigtes Leid freuet.

Was die Krankheiten und Schwachheiten, denen er unterworfen seyn kann, betrift, so zeuget gewöhnlicher Massen nichts leichter die Krankheiten der Seele, weil die Krankheit alsdenn die leere Klagen einer zaghaften Seele, die Ungeduld und das Murren eines hitzigen Kopfes, und die Uebellaunigkeit einer erzürnten Person zu rechtfertigen scheinet. Wenn der Weise auf diese Art gedemüthiget ist, so nützet er die Fertigkeiten, welche in gewissen Umständen

grosse

grosse Vortheile sind, wo der Geist nicht alle ihm natürliche Stärke besitzt; allermeist die Geduld, welche der größte und rühmlichste Zufluchtsort für die Geringen, und für die Grossen in den Widerwärtigkeiten ist.

Vor allem trachtet er die Demuth zu erlangen, weil nichts Elenderes in der Welt ist, als gedemüthigt seyn, ohne demüthig zu seyn, noch eine schwerere Last für die Seele, die nicht demüthig ist, als die Erniedrigungen.

Das Betragen des Weisen bey den Grossen.

Niemand ist dem Hofe so unentbehrlich, als der Weise. Aber niemand ist auch, der sich seltner daselbst trift; weil die Hoheit, die die Schmeicheley liebt, und die Weisheit, die Niemand zu schmeicheln versteht, sich nie beysammen treffen. Der Hofmann, der nur dem Glücke den Hof macht, und der Weise, der ihn nur der Wahrheit macht, treten nie miteinander in den Rath der Könige. Es ist zu wünschen, aber nicht zu hoffen, daß ein Regent nur durch die Augen der Weisheit sehe, und nur durch ihren Mund rede, und nur durch ihre Hände ausübe.

Wenn aber der Hof glücklich genug ist, einen Weisen zu besitzen: so sehe man hier das Gemählde seines dortigen Benehmens.

Er vermeidet den unabhängigen und stolzen Geist der alten Philosophen, die den Regenten die Wahrheit nie sagten, ohne

sie

sie durch ihre freye Zunge aufzubringen, weil diese Art zu Reden mehr geschickt ist, den Zorn der Großen zu reitzen, und ihre Gewaltthätigkeit zu rechtfertigen. Und was soll es uns helfen, wenn wir sein Gemüthe durch einen zu empfindlichen Verweis erbittern? Daß etwa der Regent, wenn er nur Strenge bey jenem, der ihm die Wahrheit zu frey sagt, findet, sich leicht zu den Schmeichlern wendet, die ihm nicht mißfallen, und der Lüge Gehör giebt, die ihn zum Schein ehren wird. Denn iene, die sich durch ihre Leidenschaften schmeicheln lassen, werden sich bald durch ihre falschen Freunde schmeicheln lassen.

Er hütet sich vor einem andern Abwege, welcher in gewissen schmeichelhaften Verweisen besteht, welcher die Fehler bey den großen mehr nähren und sie vermehren, als ihnen abhelfen können.

Wenn es auf das Lob seines Regenten ankommen wird: so wird er ihn loben, aber so, daß seine Lobsprüche desto angenehmer sein werden. Denn die

Lobeserhebungen, womit die Wahrheit überschüttet, und die durch das Zeugniß des Gewissens gerechtfertiget sind, verursachen der Seele eine ganz andere Freude, als die Ehrenbezeugungen, die nur von der Schmeicheley herrühren. Deßwegen so wie das Loben und Tadeln zu rechter Zeit und am gehörigen Orte nur der Freundschaft ansteht; so wird es der Weise daran nicht ermangeln lassen. Und daraus wird der Regent erkennen, daß, wenn sein Freund zum Loben geneigt ist, er ungern tadelt. Aber der Weise wird ihn bloß zur Aufmunterung, Vervollkommung seiner Tugenden, und zur geheimen Beschämung über die ihm noch mangelnden loben.

In Betreff seines Rathes, gleichwie jener, der ihn giebt, die daraus allenfalls entstehenden Folgen mit in Anschlag nimmt: so gebrauchet der Weise insonderheit seinen Verstand, und seine Erfahrung, um seine Rathschläge wahrhafter zu machen, seine Freymüthigkeit zur Uiberzeugung seiner Aufrichtigkeit, seine Groß-

muth, um sie dem Interesse des Publikums vielmehr, als seinem Gange angemessen zu machen.

Er rathet niemahls mit Gewalt durchzusetzen, was mit Gelindigkeit geschehen kann: weil die Gewalt ein Mittel ist, welches voraussetzet, die Gelindigkeit könne nichts mehr ausrichten. Der Krieg wird auf diese Weise, falls er unvermeidlich ist, vielmehr ein mit Fleiß nachgesuchter Friede, als eine erzwungene Gewaltthätigkeit scheinen. Daher wird sein Rath stets ein Verwahrungsmittel für zukünftige Plagen, und ein Heilmittel für die Gegenwärtigen seyn; ja ein Beweiß, daß der Kopf eines Weisen mehr vermöge, als eine Arme 1000 tapferer Soldaten.

So wird der Weise die Angelegenheiten des Regenten, des Publikums und seine eigene besorgen. Es stellt Treue in den Ersten; Liebe in den Zweyten; und Geschicklichkeit in den Dritten.

Das Betragen des Weisen gegen seine Obern.

Gott zeiget seine Güte, wenn er den Menschen einen Weisen zu seinen Obern giebt Und es ist nicht sowohl eine Gnade für den Weisen, der sich nur den Bemühungen und dem Verdruße seiner Regierung unterziehet, als für die Völker, die die Vortheile davon haben.

Gott zeiget auch seine Gerechtigkeit, wenn er dem Menschen gewaltthätige Obern zur Strafe seiner Ausschweifungen und seiner Gewaltthätigkeiten giebt; Geitzige zur Strafe seines Geitzes, und der Härte seines Herzens; Wollüstige zur Strafe der Unordnung seiner Lüsten. Denn es giebt keine gerechtere Strafe für jenen, der sein Gewissen unter der Last seiner Mißethaten gefangen genommen hat, als ihn Herren zu unterjochen, die ihn unter dem Joche ihrer Herrschaft unterdrücken.

Gott läßt demnach aus triftigen Beweggründen zu, daß es unbillige, schwache und unfähige Regenten unter den Menschen giebt.

Es ist also wahr, daß, wenn Gott in seinem Zorne den Menschen einen bösen Regenten giebt, er über das Haupt derselben so erhaben ist, wie ein von Schlossen und Donner schwangeres Ungewitter, über die Aernten und über die Pflanzen. Und es darf uns nicht mehr auffallen, den Weisen einer Macht unterworfen zu sehen, als den Lorberbaum zu erblicken, der seine Aeste unter dem Ungewitter bieget, oder das einem Haupte untergeordnete Herz, das ihm nur Flüsse und Feuchtigkeiten mittheilen kann.

Der Weise gehorcht ihm, wie wir den unregelmäßigen Jahreszeiten gehorchen, welche zur Strafe unsers unordentlichen Lebens eintreffen. Und bey dieser Unterwürfigkeit bemerken wir dreyerley Arten der Geduld.

Das

Das heißt, eine menschliche Geduld, eine politische Geduld, eine christliche Geduld.

Durch die erste schicket sich der Weise in die Erfoderniß der Zeit; da es die Vernunft also haben will. Durch die zweyte schicket er sich in seine Verhängniß und in seine Bestimmung, die es so erheischet. Durch die dritte richtet er sich nach der Vorsehung, die aus vielen Gründen es also über ihn beschlossen hat.

Zu diesem Ende unterscheidet der Weise sehr verschiedene Unterthanen. Denn es giebt Unterthanen der Natur, Unterthanen des Schicksales, und Unterthanen durch die Wahl.

Die ersten, da die Natur uns bey der Geburt der Macht unserer Aeltern und unserer Regenten unterwirft.

Die zweyte, wenn die Armuth uns der Macht der Reichen unterwirft, und wenn das Schick-

sal

sal uns der Gnade und Ungnade des Siegers Preis giebt.

Die dritten, wenn wir uns einen Herrn erwählen. Nach diesen drey Arten von Unterthänigkeit giebt es drey Arten des Gehorsams.

Die erste, wenn wir uns der rechtmässigen Gewalt der Grossen unterwerfen. Die zweyte, wenn wir unsre Neigung der Vernunft unterwerfen. Die dritte, wenn wir sie der Schwachheit, oder der Unwissenheit eines Andern unterwerfen.

Der erste Gehorsam ist politisch. Der zweyte menschlich, der dritte ist dumm, weil es nur Thieren zukommt, also zu gehorchen, und sich von andern gebrauchen zu lassen.

Der erste macht den Menschen zum Knechte anderer. Der zweyte macht ihn zum Herrn über sich selbst. Der dritte macht ihn zum Vieh.

Dem-

Demnach ist es ziemlich schwer zu urtheilen, ob es für den Weisen vortreflicher ist zu befehlen, als zu gehorchen. Wenn er befiehlt: so bedürfen die Schwachen seiner zu ihrer Beschützung, die Unwissenden zu ihrer Unterweisung, die Ausgelassenen zu ihrer Züchtigung: darum, wenn er kein Amt hat, so ist es nicht sowohl ein Unglück für ihn, als für die Welt, die es nicht verdienet, von seinen Befehlen abzuhängen.

Das

Das Betragen des Weisen gegen seine Bediente.

Wir können zwischen dreyerley Arten der Bedienten einen Unterschied machen; die ersten sind unsere Neigungen und unsre Begierden; die gleichsam Bedienten unsers Herzens sind. Gott hat sie uns gegeben, um uns von der Ruhe und dem Müssigange zu entwöhnen, um unsern Fleiß zu erwecken, um zu erwerben, was uns mangelt, und um zu erhalten, was wir besitzen. Ihr Dienst ist nicht gering.

Die zweiten Bedienten sind unsere Arme und unsere Hände. Wir haben keine bessere. Denn, wofern uns eben diese nicht dienen, so werden wir von den anderen nie gut bedienet werden. Und gemeiniglich ist kein Dienst, der jenen gleich komme, den wir von unsern Händen geniessen.

Die dritten sind jene, die wir in unsern Häusern aufnehmen, und die wir durch den Gehalt und die Belohnung in unsern Dienst

brin-

bringen. Denn die Hilfsquelle der Armen ist, durch ihre Arbeit zu dem Beutel der Reichen Zuflucht zu nehmen, und die Hilfsquelle der Schwachen ist, zu der Stärke der Armen Zuflucht zu nehmen.

Es fragt sich, wie man sich gegen sie zu benehmen hat. Denn mancher kann Provinzen regieren, der die Art, seine Bedienten zu regieren, nicht versteht. Und wir können sagen, das Geheimniß, gut zu dienen, sey nicht so groß, als das Geheimniß, sich bedienen zu lassen.

Einige bereden sich, um gut bedient zu werden, sey es nothwendig, viele Bedienten zu halten, wie wenn, um besser zu hören, es nöthig wäre, viele Ohren zu haben, und gleich als ob die Hand nicht gut gemacht seyn könnte, sie hätte denn zwanzig Finger.

Die Natur hat uns nur zwey Aerme und zwey Hände gegeben zu überaus vielen Arbeiten. Und obschon eben diese Bedienten

gut

gut und sehr treu sind: so würden wir in große Verlegenheit versetzt werden, wenn wir deren mehr, als zwey hätten. Sie giebt uns hierdurch zu verstehen, daß, wenn sie unsere Glieder nicht vervielfältiget, welche die Vertrautesten unter allen unsern Bedienten sind, wir die Anzahl unserer Bedienten nicht vermehren dürfen, um nicht unsere Bekümmernisse, und Verdrüßlichkeiten zu vervielfältigen. Wenn ihr deren zwey mehr, als ihr brauchet, habet; so wird man darauf denken müssen, bald den dritten zu ihrer Bedienung aufzunehmen; weil jeder in dem Müssiggange erzogene Mensch nicht mehr zu dem Dienste taugt. Uiberdieß ist es Unsinn, sich dem Gefallen so vieler Bedienten zu überlassen. Unaufhörlich über sie zu wachen, ist Unruhe In sie immer ein Mißtrauen zu setzen, ist ein immerwährender Kummer; sich auf die Ehrlichkeit jener zu verlassen, unter welchen immer einer auf den andern wartet, wenn ihr bedienet werden solltet, ist Blödigkeit; beständig an ihnen zu treiben, wäre eben so gut sich selbst zu bedienen, als sich auf solche

Art bedienen zu lassen. Dies gäbe Stoff zu sagen, nichts strafe den Ehrgeizigen mehr, als die große Menge der Freunde, die ihn verrathen, und die Vielheit der Bedienten, die ihm Verdruß machen.

Einige sorgen nicht dafür, deren viele zu haben, sondern sie verlangen dieselbe gut gewählt und gut geartet. Es ist wahr, daß der Dienst dergleichen Leute angenehmer ist; Allein, so wie es wenige Schönheiten giebt, die mit der Reinigkeit der Sitten bestehen können, und wenige Talente, die sich von dem Stolze sichern können, so ist zu fürchten, der Herr möchte bald durch Lasterhafte, oder durch Einbildische bedient werden, welches nicht eine geringe Unannehmlichkeit ist. Denn, wenn es uns sauer wird, an unsern Anverwandten Unannehmlichkeiten, die das Laster nach sich zieht, zu ertragen; wie sollten wir sie, an der Person unsrer Bedienten dulden?

Einige wollen nur durch lustige und aufgeräumte Leute bedienet werden. Sie ha-

ben Recht; denn die mit Mißmuth, und durch einen Mißvergnügten aufgetragenen Speisen schmecken nie gut; Und der von einem traurigen und übellaunigen Bedienten geleistete Dienst ist nie angenehm.

Was für Bediente wollen wir denn haben? Wir wollen solche, die Herz haben, und die sich ihrer niedrigen Geschäften freuen; die verständig sind, und die nichts von unsern Angelegenheiten einsehen; die schön und gut gebildet sind, und die keusch leben; die unser Interesse sich angelegen seyn lassen; und uns die Sorge für das ihrige heimstellen; und die muthig und tapfer sind, und die uns fürchten; die Geschicklichkeit und Kopf, aber ohne Bosheit haben. Und wo ist der Regent, der das Glück hat, so gut bedienet zu werden?

Wir fodern mehr Fähigkeiten von einem Bedienten, als wir bey einem Freunde suchen. Und wenn es so schwer ist, einen guten Freund zu suchen: so wird es nicht min-

der schwer seyn, einen guten Bedienten zu treffen.

Wir lernen hieraus, daß, wer sich bedienen lassen muß, vieles zu tragen hat, und daß wir alle in dieser Welt unsere Plage haben, einige mit dienen, und andere mit sich bedienen lassen: dem Bedienten fällt es auf, sich zu der Dienstbarkeit gezwungen zu sehen, den Herrn kränket es nicht minder, sich gedrungen zu sehen, zu entlehnten Armen und Händen, die Proben seiner Schwachheit sind, Zuflucht zu nehmen.

Laßet uns sehen, wie sich der Kluge hierbey beträgt. Erstens, er nimmt so wenige Bediente auf, als möglich ist, denn deren viele aufnehmen aus Noth, heißt, seine Schwachheit zeigen; aus Ehrgeitz, heißt einem Kranken gleichen, der mit seinen Arzneyen prahlet, und der Anlaß nimmt, sich dem Gesunden vorzuziehen, weil er mehr Getränke und Essenzen hat, zu seiner Stärkung in seinen Ohnmachten. Die Menge der Bedienten, die einander irren, taugt

nicht

nicht mehr zum gut dienen, als eine Menge Sorgen und Verdrüßlichkeiten, um gut zu ruhen.

Zweytens, er bemühet sich, in ihrer Gegenwart sich immer gleichgesinnt sehen zu lassen, denn sich mit ihnen gemein machen, heißt nicht vernünftig handeln. Wenn es uns also sauer ankommt, die Veränderlichkeit unserer Laune vor einem Freunde, der sie zu verbergen wußte, zu offenbaren: warum nicht vor einem Bedienten, der Verstand genug besitzen wird, um sie zu bemerken, und Bosheit genug, um sie auszuposaunen.

Er regiert seine Untergeordneten als Mensch, als Herr, und als Christ.

Als Mensch erkennt er an ihnen seine Natur, sein Blut und sein Bild.

Als Herr entledigt er sich dreyerley Pflichten gegen sie, nämlich sie zu regieren, sie zu nähren, und sie zu schützen. Zu der

ersten gehöret Weisheit, zu der zweyten Güte, zu der dritten Muth.

Als Christ betrachtet er seine Bedienten als seine Ankläger, seine Zeugen, und seine Richter. Als seine Ankläger, die ihm vor Gott vorladen werden; als seine Zeugen, die wider ihn Zeugniß geben werden; als seine Richter, die ihn verurtheilen werden, wenn er sich nicht recht benimmt.

Als Herr ist er ihnen seinen Schutz schuldig, als Mensch ist er ihnen seine Liebe schuldig, als Christ ist er ihnen seine Beyspiele schuldig.

Das Betragen des Weisen bey seines Gleichen.

Die Gleichheit der Leute, ist nicht eine vollkommene Freundschaft, weil die Gleichheit sich auf viele erstrecken kann, und die vollkommene Freundschaft, deren nur zwey fordert: sondern sie ist eine Uibereinstimmung der Stände, der Naturen und der Neigungen, die sich auf einerley Uibungen richten, eine Vergleigung vieler, die miteinander in den Schranken des Wohlstandes und der Höflichkeit zusammen treten.

Es kömmt also darauf an, zu sehen, wie der Weise sich mit seines Gleichen benimmt.

Nichts hängt sich so stark an den Oelbaum, als der Dornstrauch, und nichts ist weniger seines Gleichen; eben so, zählt der Weise nicht alle jene unter seines Gleichen, die sich an ihn hängen. Denn es giebt Bündniße der Untergebenen, Bündniße der Gleichen, und Bündniße der Freunde.

Er handelt ernsthaft mit dem Ersten, freundlich mit dem Zweyten, vertraulich mit dem Dritten. Er macht sich nicht mit allen gemein, denn, wie es viele Elende giebt, die er nicht unter seine Bedienten setzen darf: so giebt es auch viele von seinem Stande, aber von einer mit seiner Gesinnung unverträglichen Gemüthsart, die er unter seines Gleichen nicht rechnen will. Wenn er bey seines Gleichen ist: so bemerket er ihren Stand, ihre Natur, und den Kredit, in welchen er bey ihnen steht.

Es vermeidet eine Unannehmlichkeit, welche jenem, die eines hohen Geistes sind, bisweilen widerfährt, nämlich: daß, wenn sie Dinge hören, die ihrer Neugierde und noch mehr ihrer Uiberlegung unwürdig sind, sie nicht darauf merken. Das giebt jenen, die nicht weit sehen, Stof zu glauben, dergleichen Leute sind entweder Unwissende, falls sie nicht antworten, oder Gefällige, wenn sie antworten. Wir müssen die Gesellschaft jener, die nichts gutes zu sagen haben,

ben, fliehen, oder, wenn wir sie nicht fliehen: müssen wir sie unterweisen. Man muß jene seines Unterrichtes niemahls unwürdig achten, die man seiner Gesellschaft nicht unwürdig achtet.

Er vermeidet die gebieterische Art und den Vorzug, welcher eine stolze Seele bezeichnet, und vor welcher man natürlicher Weise eine Abneigung hat. Er spricht mit ihnen nicht aus einem entscheidenden Tone; das hiesse andern die Freyheit, nach ihrer eigenen Einsicht zu untersuchen und zu urtheilen, rauben. Eine solche ungerechte Herrschaft, kann in unsers Gleichen vielmehr ein geheimes Verlangen zu widersprechen, erzeugen, als Uiberzeugung einflössen.

Wenn er den innern Frieden, welcher in der Uibereinstimmung der Meinungen unter großen Freunden besteht, mit ihnen nicht beybehalten kann, so bestrebet er sich einen äussern beyzubehalten, der in den Pflichten der

 mensch=

menschlichen Höflichkeit besteht. Er raisonniret mit ihnen, aber er enthält sich, eine Bitterkeit zu zeugen; weil jene, die sich durch unsere Gründe nicht überzeugen lassen, durch äussern Trotz, und durch die Erhebung unserer Stimme sich auch nicht werden erschüttern lassen. Und gemeiniglich sind es nicht so wohl unsere Meinungen, die beleidigen, als die Art sie vorzutragen.

Der Weise will also keine andere Macht unter seines Gleichen, als seine auf eine anständige und höfliche Weise an den Tag gelegten Gründe. Wenn die andern ihm nicht beypflichten wollen! so läßt er sie bey ihren Meinungen, ohne sich die Mühe zu geben, sie durch die seinigen zu entkräften; denn sonst hieße das Untergeordnete, und nicht seines Gleichen suchen. Nicht als ob der Weise nicht bisweilen widerspreche. Er widerspricht so viel es nöthig ist zur Aufmunterung des Verstandes seines Gleichen, und zur Belebung und Stärkung der Unterhaltungen. Allein, wenn er sieht, der

Widerspruch könne mehr die Erbitterung, als die Neugierd erregen: so enthält er sich dessen, und er widerleget durch sein Stillschweigen die Meinungen, die er durch die Rede, und durch die Gründe nicht hat widerlegen können.

Bey seinen Verweisen wird er ein gebietherisches und verdrüßliches Wesen vermeiden, weil der Gleichheit nichts so sehr zuwider ist, als ein solches Wesen. Er wird sich des Scherzes bey den Räthen, die man zu geben hat, enthalten, weil solche Brühen von einem üblen Geschmacke unter den guten Speisen sind. Nichts destoweniger wird er sich bisweilen derselben bedienen können bey den Verweisen, die das Laster, und nicht die Person betreffen. Während des Unglückes wird er nicht strafen, weil das die Zeit zu trösten ist. Und uns steht nicht zu, jenen, dem das Unglück schwere Aufgaben vorleget, zu verweisen. Er wird die Zeit des Wohlstandes abwarten, um die Freude darüber durch den Verweis zu mässigen. Aber man verweiset einen Glei-

chen anderst, als einen Untergebenen. Man verweiset den ersten als Freund, und den andern als Herr. Die Ermahnungen stärken die erste Art zu verweisen, vorgebrachte Scherze machen sie minder unangenehm. Und die Drohungen beseelen die Zweyten.

Das Betragen des um sein Vermö- mögen gebrachten Weisen.

Nichts ist gewöhnlicher unter den Menschen, als Leute zu sehen, die um ihr Vermögen gekommen sind. Einige sind es durch die Gewaltthätigkeit jener, welche glauben, ein Gut gehöre ihnen, sobald es ihnen angenehm ist; andere sind es durch die Ungerechtigkeit eines Urtheils, welches in Betreff ihres Eigenthums übel entscheidet. Einige sind es der Bosheit ihrer Feinde halber, andere der ihnen mangelnden Lebensart halber. Einige sind es durch ihre Leidenschaften, und andere durch ein Unglück. Sich demnach verwundern, daß der Weise in dieser Welt um sein Vermögen kommt, weil er weise ist, heißt sich verwundern, daß der Cederbaum bisweilen durch eben die Stürme, die alle übrigen Stämme erschüttern, seiner Blätter beraubet wird. Das Vermögen ist in den Händen des Weisen eben so flüchtig, als in den Händen des Verschwenders, das Schicksal macht es bey den ersten, und die Lüderlichkeit bey den zweyten vergänglich.

Der Weise kann also in ein Unglück fallen, das ihn um sein Vermögen bringet; denn das Glück hält nicht allezeit mit der Klugheit zusammen, und gemeiniglich hat es nicht mehr Achtung für die verdienstvolle, als für die gemeinen Leute. Wenn das Glück ihn verschonet, so kann er gewaltthätige und ungerechte Feinde treffen; die ihn nicht verschonen werden. Wenn es uns nicht auffällt, bisweilen seine Person in der Gewalt der Tyrannen zu sehen: so dürfen wir uns noch weniger wundern, sein Vermögen in der Gewalt der Räuber zu sehen. Man muß jetzt wissen, wie sich der Weise hiebey benimmt.

Man darf nicht zweifeln, dieser Verlust falle ihm sehr empfindlich, denn ob er gleich aufgeklärt ist, so sieht er doch die Unbilligkeit, womit man ihn behandelt, nicht weniger ein. In diesem Betrachte nehmen wir drey Arten des Eigenthums wahr; die erste gründet sich auf das Recht der Geburt, nehmlich, wenn uns die Natur mitten im Reichthum geboren werden läßt.

Die

Die zweyte gründet sich auf die Gunst der Grossen, wenn sie uns durch ihre Freygebigkeit reich machen. Die dritte kommt von unserer Arbeit und von unserem Fleiß her, wenn wir ein Vermögen erwerben. Das ist die würdigste unter allen Besitzungen, und folglich die schätzbarste, und da wir mit den erworbenen Gütern weniger freygebig sind, so fällt uns ihr Verlust desto schmerzlicher.

Nach diesem bedenket er die drey Gewahltthätigkeiten, die uns unseres Habes zu berauben pflegen. Die erste, von Seite des Todes, welcher jener grosse Einnehmer ist, der sich über die Reichen und über die Armen, über den Gelehrten und über den Unwissenden Gewalt herausnimmt, und der auch den letzten Pfenning, der das Leben ist, herauspreßt.

Die zweyte von Seiten unserer Leidenschaften, die uns theils unsere Ruhe, und theils unser Vermögen; einige unsre Zeit, und andere unsere Gesundheit rauben

Die

Die dritte von Seite des Glücks, welches uns empfindliche Schäden unsers Vermögens zufüget, oder von Seiten der Menschen, die uns dieselbe mit Gewalt rauben.

Trägt es sich zu, daß der Weise in Verlegenheit über den Verlust seines zeitlichen Vermögens geräth, so beruhigt er sich über dem Anblicke jener, deren Gesundheit zu Grunde gerichtet ist.

Er schätzet sich glücklich in Vergleichung mit jenen, die durch ihre Leidenschaften zu Grunde gerichtet sind. Denn es ist schmerzlicher, die Trostlosigkeit seines Gewissens zu erdulden, als die Beraubung seines Vermögens zu ertragen. Weit süsser ist es nach einem beträchtlichen Schaden zu sagen: Ich bin zu Grunde gerichtet! Als nach einer strafbaren Handlung zu sagen: Jetzt krieche ich auf der Erde und in dem Kothe unter den Thieren. Da bin ich in der Zerrüttung meines Gewissens und meiner Seele. Ich bin ganz verdorben! Wenn unsere Feinde

uns unser Vermögen rauben; so lehren sie uns seufzen, und zu Gott unsre Zuflucht nehmen, statt daß, wenn die Wollust uns dasselbe raubet, sie uns lachen und unbescheiden reden lehret. Wenn die Bosheit eines Menschen uns in Armuth stürzet, so lehret sie uns demüthig werden; da indeß, wenn der Stolz uns arm macht, er uns lehret, die Ruhe einiger, und die Ehre anderer anzufallen. Raubet der Tod uns alles: so giebt es andere, die unser Vermögen nützen. Aber wenn der Geitz sich unsers Geldes bemächtiget: so entziehet er dessen Gebrauch so wohl uns als andern.

Das Betragen des Weisen vor Gericht.

Wir können vor Gericht 3 Ordnungen, die unter den Menschen eingeführet sind, bemerken.

Die erste ist eine Ordnung der Weisheit, die die Menschen durch Menschen regieren, und die Angelegenheiten einiger, durch den guten Verstand anderer besorgen will.

Die zweyte ist eine Ordnung der Barmherzigkeit, welche den Unterdrückten auf diese Art einen öffentlichen Schutz, und den ungerechter Weise Verfolgten eine Freystatt ertheilet.

Die dritte ist eine Ordnung seiner Gerechtigkeit, die unsern Hochmuth dämpfen will, indem Sie uns nöthiget, zu unsers

sers Gleichen unsre Zuflucht zu nehmen, und ihren Beystand anzuflehen.

Dieß hindert nicht, daß man das Gericht dem Meere vergleiche, welches sehr schön anzusehen, und gefährlich zu versuchen ist. Mancher hat sich bloß aus Vorwitz darauf eingeschiffet, der aus Noth darauf geblieben ist. Mancher hat sich nur darauf begeben, die Verfechtung seiner Angelegenheiten zu lernen, der darauf gelernt hat, sich der Sorge für seine Familie zu entschlagen, um das Interesse anderer zu vertheidigen. Ein Anderer hat nur darauf die Gelegenheit zur Ausübung seiner Beredsamkeit gesucht, der Anlaß zur Uibung seiner Geduld darauf gefunden hat. Dieser ist nur darauf gegangen, um dem Müssiggange zu entfliehen, der dabey eine Mühe gefunden, die ihn entkräftet hat. Jener hat sich nur darein ergeben, um einigen Schutz für seine Unschuld zu suchen, welcher ohne es zu vermuthen, das Mittel, die Unschuld anderer zu unterdrücken dabey gefunden hat.

Der Weise betrachtet bey Gericht drey Gerichtsstühle; nämlich den Gerichtsstuhl der Gerechtigkeit, welcher darin besteht, daß er Jedem das Seinige zukommen läßt.

Den Gerichtsstuhl des Gewissens, welches seinen Richter in den Herzen der Obrigkeiten hat, und welches, ob es gleich unsichtbar ist, dennoch jene erschrecket, die seine Vorladungen und seine Forderungen hören.

Den Gerichtsstuhl unsers höchsten Richters, der insbesondere daselbst wohnet, um die Reden und die Urtheile, welche daselbst gefället werden, zu richten.

Der Weise läßt Niemand vor sich vorladen, er höre denn sich selbst vor diese drey Gerichtshöfe vorfordern. Darum wenn er nach dem Rock und nach dem Kentzeichen seines Amtes greift, so entsaget er zugleich allem Eigennutz, und er fühlet sich mit den Bedürfnißen des Volks beladen,

das

das ihn für seinen Vater, und für die Hülse der Elenden, für die Stütze der Schwachen, und das Licht der Unwissenden ansieht. Er erscheinet nie öffentlich, ohne überzeugt zu seyn, es geschehe zur Vorstellung eines durch seine Handlungen und durch seine Reden beseelten Gesetzes, und ohne zugleich unter der Nothwendigkeit zu zittern, die er sich auferleget, nichts zu thun, und nichts zu reden, welches seiner unwürdig wäre. Denn nichts ist dem Narren leichter und für den Weisen schwerer, als der Karakter eines Richters.

Wenn er sitzt, und es zur Auseinandersetzung eines Handels geschieht: so thut er es nie ohne ihn zuvor in seiner Entstehung, in seinem Fortgang, und in seinen Folgen genau erwogen zu haben.

Geschieht es, um sich zu berathschlagen: so ist er versichert, es sey kein Augenblick, da die Weisheit Gottes mit seiner Vorse-

hung über das Loos, welches auf ihn fallen muß, nicht zu Rathe geht.

Geschieht es zur Untersuchung der Verbrechen: so ahmet er die Aerzte nach, welche den Patienten durch leichte Arzneyen zur Einnahme bitterer vorbereiten; das heißt, falls die Sittenverderbniß zu groß ist, um plötzlich geheilet zu werden; so fängt er bey den Verweisen an. Von den Verweisen steigt er zu den Drohungen, und von den Drohungen zu den Strafen, unter welchen die geringern, Zubereitungen zu den schwerern sind, und dieses alles, damit die Krankheit des Staats, wenn sie groß ist, sich nicht auf einmahl wider die gewaltsame Anwendung der stärkern Arzneyen empöre.

Geschieht es, um zu strafen: so weiß er wohl, daß er sich zugleich der Strafe des Publikums aussetzt, welches will, man soll ihm alles verzeihen; aber das jenen nichts verzeihen will, die ein Amt haben:

Und

und seines Gewissens, welches ihm nicht vergeben wird, wenn die Leidenschaft bey ihm vordringt, und wenn der Eigennutz ihn von seiner Pflicht abwendig macht.

Geschieht es, um ein Urtheil zu fällen, so denket er seufzend an jenes, welches sein Richter einst in Betreff des entscheidenden Punktes seiner Ewigkeit fällen wird.

Das Betragen des Weisen in den Verfolgungen.

Hier ist das Bild des Weisen, wie er sich in selben verhält. Er wird heimlich und hinterm Rücken, oder öffentlich und als erklärter Feind verfolget. Geschieht es durch Arglistigkeiten und Betrügereyen, daß man ihn angreift: so verwendet er allen seinen Verstand und Einsicht auf die Entdeckung der Entwürfe seiner Verfolger: und seine ganze Scharfsinnigkeit auf die Erkenntniß seiner schwachen Seite, welche der Schalkheit seiner Gegner den Vortheil in die Hand liefern dürfte.

Ist die Verfolgung öffentlich und erklärt: so unterscheidet der Weise zweyerley Leute, die ihn öffentlich verfolgen können, nämlich die Rechtschaffenen und die Bösen. Die ersten, weil sie von seinen Handlungen und von seinen Absichten übel unterrichtet sind; die zweyten, aus einer Abneigung, welche zwischen ihrer Natur, und jener der Weisen statt findet, und aus einem geheimen

men Triebe, welcher macht, daß das Gegenseitige sein Gegenseitiges angreift.

Wird er von den Rechtschaffenen verfolget, denn bisweilen läßt Gott zu, daß der Eifer der Guten über die Weisen losbricht, eben sowohl, als die Feindschaften der Gottlosen: so hat er Stof zur Uibung seiner Geduld, denn ohne Schmerzen kann er nicht siegen, und ohne Schmach nicht besieget werden. Er kann Leuten, deren Tugend er anerkennet, ohne Kummer keinen Verdruß machen. Er kann auch unter ihrem Versuch, ohne den Verlust seiner Ehre, nicht unterliegen, theils weil ihr Verdienst das Böse, welches sie thun, rechtfertiget; theils weil der Vortheil, den sie über ihn erhalten werden, Stof geben wird, nicht gut von seiner Weisheit, oder von seiner Unschuld zu denken.

Wird der Weise von den Bösen verfolget: so kann er sich zufrieden geben. Seine Verfolgungen werden nur zu seiner Verherrlichung und Vergrösserung dienen. Denn

wie viele Weise giebt es, welche wir ohne die Gewaltthätigkeit und Verfolgung der Leichtfertigen niemahls kennen gelernet hätten. Wie viele Tugenden, die im Dunkel begraben geblieben wären, falls die Bosheit der Teufel und der Menschen sie nicht an den Tag gebracht hätte? Es ist kein gar gutes Anzeigen für einen Weisen, wenn die Bösen ihn schonen; weil sie dadurch offenbaren, sie fürchten von seinem Muthe, und von seiner Macht nichts. Er ist also alsdann, wenn er überwunden wird, siegreich: so steht hier der Cederbaum, der mitten unter den wilden Gesträuchen sich erhebet, und sie mit seinem Schatten, und unter dem Umfange seiner Aeste erstickt.

Ist er überwunden: so steht hier das Silber, welches seine letzte Verfeinerung unter den Händen und unter dem Hammer des Künstlers empfängt. Daher ist die Weisheit der Ungerechtigkeit jener, die sie beschimpfen wollen, nicht weniger verpflichtet, als das Gold seinem Goldschmied, der es verarbeitet.

Jedoch was soll der Weise zu eben dieser Zeit machen? Er beruhiget sich, sich durch Verfolger aufgeklärt zu sehen, deren Augen weit schärfer sind zur Entdeckung des uns anklebenden Bösen, als die unsrigen, welche, weil sie durch das falsche Licht der Natur und der Sinnen geschwächet sind, oft nur Muth in unserer Uibereilung, Vernunft in unserer Ruhe, Gerechtigkeit in unserem Ehrgeitz, und Unschuld in unsern Vergnügungen sehen.

Die Mängel, die unsere Feinde an uns bemerken, sind entweder gegründet, oder nicht. Haben sie keinen Grund, so fällt die Verachtung hierüber vielmehr auf jene, die uns dieselbe beymeßen, als auf uns. Und das Verbrechen, welches man uns verläumderischer Weise aufbürdet, kann unsere Unschuld eben so gut an den Tag bringen, als die Bosheit unsers Anklägers. Sind aber diese Fehler gegründet: so siehet er weit durchdringendere Augen, die sie wahrnehmen; von einer Seite unsere Feinde die alle unsere Handlungen prüfen, die al-

le unsere Reden auffangen, und alle ihre Umstände mit einer Bosheit, die nur ihnen eigen ist, beobachten; von der andern Seite das Auge Gottes, welches tausendmahl behender, als der Blitz, ist, welches die verborgensten Triebfedern, die in uns sind, entdecket.

Man

Das Betragen des verachteten Weisen.

Es giebt ein natürliches Verdienst, ein erworbenes Verdienst und ein eingebildetes Verdienst.

Das natürliche Verdienst ist, wenn Gott uns mit Eigenschaften und Talenten, die uns ansehnlich machen, geboren werden läßt. Ein König darf einem seiner Lieblinge wohl das Kommando über seine Armeen, und die Verwaltung der Finanzen anvertrauen; aber diesem Günstling eine innere Eigenschaft beyzulegen, die ihn besser, verständiger und tapferer mache, das steht nicht in seiner Macht: woraus wir sehen, daß nur Gott das natürliche Verdienst mittheilen kann.

Das erworbene Verdienst ist, wenn, indem wir uns ungemein befleissen, uns gut zu bilden, wir uns in der Tugend vortreflich, und in den Künsten und in den Wissenschaften berühmt machen. Eben dieses

Verdienst kommt mit dem natürlichen Verdienste eben so gut über ein, als eine zierliche Façon dem Golde, und dem Silber.

Das eingebildete Verdienst ist, wenn wir Jemanden Vortheile und Eigenschaften zueignen, die er nicht hat, und ihn mit unverdienten Lobsprüchen überhäufen; aus Schmeicheley, falls wir ihn fürchten; aus Zuneigung, falls wir ihn lieben; aus Vorurtheil, wenn wir hierin der Meinung andrer blindlings folgen.

Durch den Ruf endecket man das erste Verdienst. Aber er macht dasselbe nicht aus, wie das Licht, welches Gegenstände voraussetzet, um dieselbe zeigen zu können.

Die Ehre belohnet das zweyte Verdienst, und kann es durch den Muth, den es jenen einflößet, vermehren.

Der Ruf macht das dritte Verdienst aus, weil es nur auf eine Volksmeinung, und auf willkührlich angenommene Begriffe gebauet ist. Wie dem auch immer sey,

die Bekanntmachung der Verdienste machet den unter den Menschen so sehr gesuchten Ruhm aus. Jedermann wünscht sich einen guten Ruhm; und mancher scheint sich zu verachten, der ihn durch diese Verachtung suchet.

Ein anderer schmähet auf den Stolz und die Ehre, der sich selbe auf diese Art zu verschaffen suchet.

Mancher der sich keinen Ruhm durch Reichthum erwerben kann, trachtet solchen in seiner Armuth und seinem öden Stübchen zu finden.

Einer, der sich selben durch ein sittsames stilles Leben nicht zu erlangen vermag; suchet ihn durch seine Ausschweifungen und wüstes Leben.

Mancher kann sich seines hitzigen Temperaments halber, keinen großen Namen erwerben, der durch seine Gleichgültigkeit sich einen zu machen suchet.

Ein Anderer kann sich durch die Besuche der Grossen nicht berühmt machen, der sich durch das gemeinere Volk ein Ansehen zu geben trachtet.

Die Verachtungen entstehen, einige von der Feindschaft, die andern von der Unwissenheit und dem Eigensinn, einige von dem Neide, und andere gründen sich auf wahrhafte Fehler. Ist der Fehler unvorsetzlich, wie die Gebrechen des Leibes, so ist er der erste, der sich denselben auf eine possierliche Art vorstellet, und darüberlacht, um seinen Feinden die Lust, darüber zu spotten, zu benehmen; denn sie lassen es wohl bleiben, uns Vorwürfe zu machen über das, woraus wir uns eine Unterhaltung machen, theils weil sie wohl sehen, daß uns dieses nicht mehr kränket, theils weil sie unserm heiteren Gemüthe keine Nahrung geben wollen.

Gleichwohl wird es möglich seyn können, daß der Weise unter der Gewalt Jemandes ist, der, weil er ihm alle Gelegen-

heiten

heiten sich hervorzuthun raubet, weil er ihn im Dunkeln erhält, um alle sein Gutes zu verbergen, und alle seine Schwachheiten auszukramen, ihn verächtlich machen wird. Lasset uns nun sehen, wie er sich in diesem Falle benimmt, und sich zufrieden giebt.

Er bedenket, daß Niemand der Verachtung ausweichen kann. Denn der Reiche verachtet den Armen; der Arme verachtet seinerseits innerlich den Reichen; der Gelehrte verachtet den Unwissenden, und der Unwissende, der sich mit Wenigem begnüget, den Gelehrten, der sein Vergnügen in der Erkenntniß der natürlichen Dinge suchet, und es nicht finden kann. Mancher wird gesünder, ein anderer glücklicher, mancher verständiger, mancher reicher seyn; und darüber verrachten sie sich einander. Deßwegen, wenn die Verachtung unvermeidlich ist, wird es den Weisen nicht befremden, seinen Theil dießfalls zu bekommen.

Er siehet, daß die Gefälligkeitssucht, die zur Unzeit lobet, mehr zu fürchten ist,

als die Feindschaft, die ohne Ursache tadelt, und daß die Schmeicheley durch ihre Lobeserhebungen mehr Leute entehret, als der Neid durch seine Verachtung und durch seine Verläumdung in Mißkredit gesetzet hat.

Er sieht die Eitelkeit der Lobsprüche, die wir uns untereinander beylegen. Denn Mancher lobet uns heute, der uns morgen verachten wird, und nichts ist unbeständiger, als die Freundschaft und das Urtheil, welches die zwey Quellen unserer Lobsprüche sind. Ein anderer wird eine schöne Eigenschaft, die er nicht verbergen kann, an uns loben, aber frostig; denn man thut einem Kaufmann einen weit größern Schimpf an, wenn man seine schöne Waaren nur mittelmäßig lobet, als wenn man gar davon schweiget. Ein Anderer wird etwas weniges Gutes, das wir an uns haben, übermäßig loben, wird aber von allen übrigen das vielmehr Lobsprüche verdienet, nichts sagen. Das ist eine Beleidigung.

Das Betragen des Weisen bei unvorhergesehenen Zufällen.

Hier ist das Gemählde des Betragens des Weisen in solchen Zufällen. Kann er den Zufällen durch seinen Scharfsinn vorbeugen: so thut er es. Kann er Sie durch List abwenden: so wendet er sie ab. Kann er ihren Eindruck durch die Uiberlegung schwächen: so schwächet er ihn. Allein, wenn die Zufälle von der Art sind, daß sie ihn plötzlich überraschen: so ist er seiner selbst mächtig, in diesem Augenblicke, und er ist erstlich Herr über sich als Mensch, der sich fürchtet, aber so, daß sein Muth vielmehr wächset, und sein Fleiß mehr belebet, als geschwächet wird. Er bebet, aber so, daß es vielmehr die Blödigkeit unserer Natur, als die Blödigkeit seines Herzens verräth. Er bekümmert sich, aber auf eine Art, die mehr zur Aufheiterung seines Verstandes, als zu einer Verwirrung beyträget. Er ist besorgt, aber so, daß er sich mit dem gegen-

wärtigem Uibel und seinen Folgen zufrieden giebt, und es nicht durch die Einbildung vergrößert.

Zweytens als Philosoph, der sich bey diesen Aufwallungen benimmt, wie eine Obrigkeit mit einem aufrührerischen Volke, oder wie ein Steuermann mit den Wellen in einem heftigen Sturm. Die Obrigkeit hütet sich sorgfältig, mitten in der heftigsten Gährung ihre Macht auf das Spiel zu setzen, oder Drohungen zu gebrauchen, denn sie weiß wohl, der Strom sey zu stark, um durch die Gewalt aufgehalten werden zu können: Sondern er läßt die große Hitze des Volkes verfliegen, und unter dem Schein es mit ihm zu halten, sucht er es zu besänftigen, und sich in die Zeit zu schicken, um seine Wuth allmählich zu zerstreuen. Auch der Steuermann, der seine Kunst gut versteht, richtet die Segel dem heftigsten Sturm nicht entgegen und lenket das Steuerruder nicht gegen die Wellen, die sich nicht mehr über-

win-

winden lassen; Sondern, indem er ein wenig weicht, entflieht er der Heftigkeit der Welle, und gleichwohl bedienet er sich derselben sich schicklich zu seinem Vorhaben. Also setzet der Weise dieser grossen Aufwallung, die ihn in den Gefahren überfällt, die Stärke seines Geistes, und die Macht seiner Vernunft nicht entgegen, sondern er läßt dieses Wetter vorüber gehen, bis es sich durch seine eigne Gewalt zerstreuet. Hier liegt das Geheimniß. Denn es giebt welche, die, weil sie den Sturm vorüber gehen lassen, sich mit demselben hinreissen liessen. Es giebt Rückzüge in dem Kriege, die so gut als die Treffen, sind. Auf gleiche Weise überlassen sich die gemeinen Leute in den Zufällen und Aufwallungen ihrer Seele, einige der Traurigkeit, andere der Verzweiflung. Das heißt als ein Uiberwundener weichen. Aber der Weise läßt sich in den Gefahren, die ihn befallen, von seiner Zaghaftigkeit und von seiner Furcht nicht hinreißen, als nur so lang es nöthig ist, um

die Aufwallung vorüber gehen zu lassen, die er nicht mehr in seiner Gewalt hat, und um hernach alle Maßregeln zu nehmen die er wird nehmen müssen, um sich aus dem Spiele zu ziehen.

Drittens als ein Christ, der bey eben solchen Gelegenheiten nicht Muße hat, über die Ergebenheit in den Willen Gottes schöne Reden zu halten, sondern den Augenblick zu ihrer Ausübung nützet; der nicht die Zeit hat, über das Elend unsers Standes weitläuftig zu sprechen, sondern der nur Zeit zu dessen Empfindung, und zur Emporhebung der Augen gen Himmel hat; der nicht im Stand ist, Hülfe bey den Menschen zu suchen, sondern der seine ganze Stärke in Gott setzet; der sich nicht darauf befleißiget, als ein Theolog von den Eigenschaften Gottes zu reden, sondern der es sich zur Ehre zählet, seine Barmherzigkeit anzurufen; der nicht die Freyheit hat, diesem Unglücke zu entgehen, sondern der diese Zeit

zu seiner Demüthigung vor Gott anwendet; der ein zeitliches Uibel fürchtet, aber, der von daher Anlaß nimmt, die Sünde zu fürchten, welche der härteste unter allen Zufällen ist.

Das Betragen des Weisen bey dem Ausbruche der Leidenschaften.

Wir können sagen, die Leidenschaften, wenn wir sie nicht in Ordnung bringen, seyn die Krankheiten der Seele, die drey schlimme Eigenschaften haben. Die erste ist, daß man sie nicht kennet; denn wer weiß, daß sie Werke Gottes sind, und daß ihre Unregelmäßigkeit ein Werk der Menschen ist? Wer weiß, das es Lampen sind, die uns leuchten, falls sie in guter Hand sind, und angezündete Brände, falls Sie in den Händen der Thoren sind? Wer weiß, daß die unregelmäßige Leidenschaft das Fieber der Seele ist, und der Wahnsinn des Verstandes; daß sie dem Auge, welches alles sieht, aber sich selbst nicht sieht, gleichet.

Die zweyte Eigenschaft der Leidenschaften ist, daß man sie für etwas Gutes hält. Denn wo wird man einen Geitzigen treffen, der nicht dafür hält, sich selbst und Anderen alles versagen, sey eine Klug-

heits-

heitshandlung? Wo wird man einen Betrüger sehen, der nicht meinet, überraschen, täuschen und betrügen sey eine politische Handlung? Wo wird man einen Zornigen sehen, der nicht denket, sich hitzig ereifern sey eine Handlung des Muthes? Wo ist der Rachgierige, der in seiner Rache nicht Vernunft und Nothwendigkeit erblicket? Wo ist der Sinnliche, der in seinen der Schamhaftigkeit gelegten Schlingen nicht Süßigkeit und Höflichkeit findet? Wo ist der Stürmische und Grobe, der nicht Aufrichtigkeit in der Rohheit seiner Sitten sieht?

Die dritte Eigenschaft der Leidenschaften ist, daß gegen die sonstige Gewohnheit aller Krankheiten, die die ihnen angemeßenen Arzneyen suchen, eben diese keine verlangen. Nicht als ob ein schwärmerischer Mensch nicht bisweilen, ein Hilfsmittel gegen seine kleinen Unvollkommenheiten verlange; allein wider seine Passion begehrt er nie eines: jenem ziemlich gleich, der einem geschickten Arzt ein kleines Uibel zeigte, das er an der Hand hatte, aber der von einem ver-

borgenen Krebs, der bis in sein Herz drang, nichts sagte, weil er ihn nicht kannte.

Daher fraget man, ob der Weise ganz von Leidenschaften frey seyn solle. Einige sagen, er solle keine Passionen haben, denn warum solle man dem Rechtschaffenen so viele lästige Begleiter zugesellen, die seine Ruhe stören können? Andere sagen, er solle welche haben, denn es ist dem Rechtschaffnen rühmlicher, eine Menge Bedienten zu haben, und sie recht zu regieren, als keine zu haben. Und was würde die Wissenschaft des Arztes thun, wenn ihm keine unbekannten und beschwerlichen Krankheiten aufstießen, um sie durch seine Arzneyen zu bestreiten, und um seinen Patienten in einen vollkommenern Gesundheitszustand herzustellen, als jener war, in dem er sich zu vor bei dem vollen Genuße seiner Kräfte befand?

Er soll keine haben sagen einige; denn es ist etwas Unanständiges, bey dem Weisen Schwachheiten zu sehen, die die Vernunft verdunkeln.

Er soll welche haben, sagen Andere; denn obgleich die Nebel uns der Schönheit der Sonne berauben: so dienet ihre Dazwischenkunft gleichwohl der Sonne, indem sie uns das Verlangen nach ihrer Gegenwart einflösset, wenn sie in der Luft herrschen, oder indem sie uns dieselbe angenehmer machen, wenn sie zerstreuet sind.

Er soll keine haben, sagen Einige; denn dieselben erzeugen Unordnungen im Innern.

Er soll welche haben, sagen Andere; denn obschon die Verrätherey Bewegungen und Gährungen in einer gut regierten Stadt erreget; so wirket sie dennoch zum Ruhm der Obrigkeit mit, die sie entdecket, und ihre Folgen hemmet.

Er soll keine haben, sagen einige, weil sie beunruhigen.

Er soll welche haben, sagen Andere. Denn obschon dies unbändige Pferd dem

Rei-

Reiter Mühe macht: so dienet es gleichwohl sehr zur Offenbarung der Kunst desjenigen, der es gut zu leiten weiß.

Nach einer so grossen Verschiedenheit der Meinungen sehe man das Bild eines hierüber sich also erklärenden Weisen.

Wenn, um in dieser Welt glücklich zu seyn, es auf die Ausrottung aller uns widrigen Dinge ankommt: so muß man aufhören ein Mensch zu seyn, weil unser Leben nur durch das Bekämpfen derselben besteht. Gleichwohl ist es dem Weisen eben so wenig möglich, die sich wider ihn empörenden Leidenschaften zu vermeiden, als kein Mensch zu seyn. Die Schwachen lassen dieselben ausbrechen. Die Politiker verbergen sie. Und die Weisen herrschen über sie. Es ist ein Unglück, sie in unsern Adern zu halten; eine Schwachheit, von ihnen befallen zu werden, und ein Laster, sich ihnen zu ergeben.

Die

Die Leidenschaften verursachen zwar Unordnungen, aber die Leidenschaften sind nicht Schuld daran. Jene sind Schuld daran, die nicht über sich zu herrschen gewußt haben.

Lasset uns also sehen, wie er sich mit den Leidenschaften benimmt, wenn er über sie völlig Herr ist. Er betrachtet sie, wie Sokrates seine Frau ansah, falls sie auf ihn böse war, das ist, er macht sich lustig über sie. Wenn der Rechtschaffene nicht glücklich genug ist, es so weit zu bringen, und falls er nicht über seine Leidenschaften lachen, noch über ihre Versuchungen spotten kann: so greift er sie in ihrer Geburt an; denn man hält den Bach viel leichter auf, wenn er erst von seiner Quelle herkommt, als wenn er den reissenden Strömen gleich geworden ist.

Aber dieß fordert viele Wachsamkeit. Falls die Leidenschaft sich verstärket: so befleissiget er sich, sie durch einen andern Hang zu ergötzen, zum Beyspiele, wenn die Traurig-

keit ihn befällt: so zerstreuet er sie durch die Neigung zur Jagd und zu dem Umgange mit seinen Freunden. Wollen der Zorn und die Rachsucht sich seiner bemächtigen, so sucht er sie durch eine angenehme Unterhaltung zu mildern. Denn es ist keine geringe Philosophie, die Natur wider die Natur zu gebrauchen; unschuldige Natur wider die schuldhafte Natur; den die Verschwendung liebenden Ehrgeitz wider die Habsucht. Die Ruhmbegierde, welche Strapazen und Nachtwachen zur Ausführung ihres Plans fodert, vertreibet die nur das Zimmer und Bette liebende Trägheit; die Rachsucht, welche ohne Gefahren sich nicht ausüben läßt, vertreibet die Sinnlichkeit, die nur ihre Ergötzungen fordert. Ist darum das Verfahren des Rechtschaffenen, der eine böse Neigung durch eine schuldfreye vertreiben will, nicht vernünftig?

Das Betragen des Weisen bey einem öffentlichen Aufruhr.

Oeffentliche Unordnungen, welche die Krankheiten des Staates sind, sind unvermeidlich. Aber sie sind verschieden nach der Verschiedenheit ihrer Triebfedern.

Einige werden durch Unterdrückung des Volks verursachet, welches selbe niemahl ohne Murren, Ungeduld und verborgene Entwürfe erduldet, die jenen unterirdischen Wettern gleichen, welche nur den Augenblick abwarten, wo sie mit Entsetzen ausbrechen, die Erde erschüttern, und eine allgemeine Revolution unter den Elementen verursachen können.

Einige kommen von einem übermässigen Reichthum her, der einem Volk eben so nachtheilig ist, als eine zu große Anfüllung eines zu köstlich genährten Körpers, dem man nicht zur Ader läßt.

Andere rühren von einer zu großen Armuth her, welche macht, daß die Reichen mehr können, als sie sollten, und das die Elenden mehr leiden, als sie können.

Unter diesen öffentlichen Krankheiten fordern einige kein Hilfsmittel, um nicht, indem man das Uibel tödten will, den Patienten zu tödten. Zudem ist es gefährlich Mittel zu gebrauchen, die nur zur Erbitterung der Patienten, oder zur Offenbarung der Stärke des Uibels und des Unvermögens der Obrigkeit dienen dürften. Ihr habt Unrecht, sprach ehedeßen Tiberius zu einem seiner Freunde, mir ein Uibel eröfnet zu haben, dem wir nicht abhelfen können, weil wir zugleich unser Unvermögen entdecken, welches die zur Verstärkung des Uibels tauglichste Sache ist. Vestilia, eine Frau von Stand, erklärte vor dem vollen Rath, daß sie sich dem Laster überlassen wollte, und die große Anzahl jener, die ihrem Beyspiele folgeten, gaben deutlich zu erkennen, daß die Schamhaftigkeit, die man zum

Mit-

Mittel für dieses Uibel erwählet hatte, nicht mehr helfe, und daß nur die Zeit, welche die Unordnung hervorgebracht hätte, derselben steuern könnte.

Es giebt auch Krankheiten im Staate, die Mittel erfordern, aber verschiedene, nach der Verschiedenheit ihrer bösen Art.

Einige erfodern Strenge, und andere Gelindigkeit. Einige erfordern Lebhaftigkeit und Drohungen; andere Weisheit zu ihrer geschickten Hintertreibung. Einige werden durch die Strafe, und andere durch die Schande geheilet. Mancher findet für rathsam, die wider ihn gemachten Verschwörungen durch Gewalt zu ersticken; Ein anderer will lieber ihr durch die Gnade Einhalt thun, und warnet seine Verschwörer, indem er ihnen selbst die Dolche zeiget, um die spitzigsten zu wählen, und ihn durchzubohren. Julius Cäsar will eine sehr gefährliche Empörung durch seine Gegenwart und durch seine Reden dämpfen, und es

gelingt ihm. Nerva will ein Gleiches thun, und es mißlingt ihm.

Alle diese Schwierigkeiten machen daß es ein weit größerer Zug der Weisheit ist, sich der Gesetze zu bedienen, welche die öffentlichen Hilfsmittel sind, als sie zu geben.

Hier ist also die Abbildung des Betragens des Weisen, bey den öffentlichen Unordnungen.

Findet er Trotz: so wird er die Trotzigen abzusondern suchen, um sie nach einander zu dämpfen. Denn bisweilen ist kein Damm im Stande, diesen Strom aufzuhalten, der nur durch viele Canäle und Oeffnungen, zum Auslaufen, schwächer werden wird. Nachdem die Trotzigen also getrennet sind: wird er keinen Anstand nehmen, sie gegen einander zu bewaffnen. Und gleichwie nichts mehr zur Vertreibung des Giftes aus einem menschlichen Leibe

tau=

tauget, als Gegengift: so ist auch zur Dämpfung des Trotzes der Bösen nichts dienlicher, als der Trotz ihres Gleichen. Nachdem er sie dergestalt geschwächet hat: so wird er zur Züchtigung schreiten, die niemals passender seyn wird, als wenn sie den Donner nachahmet, der auf den Kopf eines einzigen fällt, und alle andere in Schrecken setzet.

Wenn es dem Volke zu wohl gehet: so wird der Weise darauf acht haben, wegen der Folgen, die daraus entspringen dürften. Aber die Schwierigkeit ist zu wissen, wie man recht abbrechen muß. Denn nicht jeder Mensch, der die Lanzete in der Hand hat, versteht deswegen auch die Kunst zur Ader zu lassen, das heißt: unter den Grossen will mancher seinem Volke zur Ader lassen, der das Scheermesser nehmen wird, welches mehr zum Schneiden, als zum Aderlassen tauget. Ein Anderer wird die Lanzete nehmen, aber er wird sie nicht recht regieren, und eine Nerve zerschneiden. Das heißt die Heilkunde sehr übel verstehen, wenn

man eine Krankheit einführet, um eine andere zu vertreiben. Der Weise wird sich also in einer solchen Lage, weder einer zu großen Strenge, noch einer zu großen Härtigkeit bedienen, weil dieses die Völker erbittern heißt. Und es ist für eine Obrigkeit nicht minder gefährlich, gehasset, als verachtet zu werden. Eben so wenig wird er eine zu große Gelindigkeit brauchen.

Auf diese Art wird er den Stolz unter den Großen, den Luxus unter den Reichen, die Eitelkeit unter den Geringen, und die Ausschweifungen unter dem Pöbel ausrotten. Wenigstens wenn er ihnen die Neigung dazu nicht benimmt: so wird er ihnen das Vermögen dazu benehmen.

Das

Das Betragen des Weisen in der Freude.

Hier ist nicht der Ort zu fragen, ob der Weise seine Freuden haben solle, sondern es ist die Frage, zu wissen, wie er sich dabey benehmen wird.

Wir unterscheiden dreyerley Arten der Freude, nämlich:

Die Freuden des Leibes, die Freuden des Geistes, und die Freuden des Herzens.

Die Ersten bestehen in dem vernünftigen Genuße der Dinge, die die Sinne betreffen.

Die Zweyten durch Kenntnisse, die uns vergnügen, die den Geist aufklären und stärken.

Die Dritten in einer sanften Ruhe unserer Leidenschaften und in der Zufriedenheit unserer Lüste mit ihrem Gegenstande.

Der Weise schlägt die ersten nicht aus, denn um seine Gesundheit recht zu nützen, ist es nicht nöthig, daß er alle damit verbundenen Vergnügungen verschmähe, und um seine Sinnen der Arbeit zu unterwerfen, darf er ihnen ihre Nahrung nicht versagen. Ausser wir wollten sagen, ein Sklaven weil er an den Dienst eines grossen Herrn angehängt ist, müsse dem Schlafe und der Nahrung entsagen. Denn wie der Schmerz zur Prüfung seiner Geduld dienet: so dienet die Freude zur Uibung seiner Weisheit. Allein er läßt sie nicht sich zur Gebietherinn erheben. Hierin besteht der große Punkt der Weisheit. Denn mancher will sich nur einen Augenblick mit ihr bekannt machen, der ihrer so sehr gewohnt wird, daß er sich nicht enthalten kann, sie so gar zu einer Zeit, und in solchen Umständen zu suchen, wo er nicht mehr im Stande ist, seine Freude zu genießen.

Ein Anderer gestattet ihr im Anfange nur aus Neugierde einen Zutritt, der hernach ihr seinen Verstand, sein Gewissen und sein Herz

ein-

einräumet. Mancher will nur ihren Dienst annehmen, der ihre Gesetze und ihre Befehle annimmt.

Ein Anderer will sie nur wie ein unschuldiges und vernünftiges Vergnügen geniessen, der in der Folge seine Hauptbeschäftigung daraus macht.

Der Weise nimmt die Freuden des Geistes wie eine angenehme Erholung von seinen Arbeiten an, nicht wie ein Geschäft nach Art der Schwachen, die sich eine Angelegenheit aus ihrer Ergötzung, und aus ihrer Freude machen. Das ist, sie ergötzen sich nicht, um zu leben, sondern sie leben um sich zu ergötzen: diese sind eben so strafbar, als jener, der nicht schläft, um zu arbeiten, sondern der nur arbeitet, um zu schlafen.

Er nimmt sie an, nicht um einen Frieden und Bündniß zwischen ihr und seinem Geiste zu schließen; sondern er nimmt sie an, wie einen Stillstand zwischen seiner Seele und den Unannehmlichkeiten des Lebens,

welcher in Absicht auf die Weisen eben das ist, was ein Aufschub der Waffen in Rücksicht der Krieger ist.

Der Weise nimmt die Freuden des Herzens an, um sich im Stande zu halten, den Widerwärtigkeiten zu widerstehen, und um geschickter zu seyn sie auszustehen, falls sie unvermeidli ch seyn werden.

Wir gebrauchen also die Freude zu Bestreitung der Traurigkeit, falls sie Gebietherin seyn will, und wir gebrauchen die Traurigkeit zur Bestreitung der Freuden, falls sie herrschen will; darum, gleichwie die Kunst, die uns ein anderes Gift vertreiben lehret, uns die Verwerfung aller Gifte widerräth, so lehret uns auch die Weisheit, nicht alle Ergötzlichkeit zu verwerfen.

Während der Freude hält der Weise seine Sinne in den Schranken des Wohlstandes und der Bescheidenheit, damit sie nicht kindisch werde. Er entfernet von sich alle Vorliebe irgend eines Gegenstandes, denn ohne die Freyheit des Geistes findet keine ächte

Freu-

Freude statt. Er hütet sich vor allem, was ihm Unruhe machen kann, und absonderlich vor der Sünde, welche die größte unter allen Unruhen ist.

Er trachtet die Ausschweifungen, welche dieselben verderben könnten, zu vermeiden, weil die Ausschweifungen nie ohne einen geheimen Ekel seyn, welcher der Freude eben so sehr zuwider ist, als die Bitterkeit der Süssigkeit.

Dieses bewegt mich auch zu sagen, daß, gleichwie nur der Weise die Freude recht aufnehmen, und sie, wie es sich gehöret, geniessen kann, auch nur er allein sich freuen sollte.

Das Betragen des Weisen in der Traurigkeit.

Wir sehen sehr verschiedene Traurigkeiten, nach Verschiedenheit der Temperamente, der Gemüther, und der Herzen. Es giebt ungerechte Traurigkeiten, wenn der Reiche sich bey dem Reichthum kränket, er sey denn ein Crösus: Der Ehrgeitzige bey den Ehren, er sey denn ein Cäsar.

Es giebt unvernünftige Traurigkeiten, welche machen, daß der Mensch sich nicht so sehr über sein Vermögen freuet, als er sich über anderer Leute Reichthümer betrübet.

Ein anderer betrübet sich bey dem Vollauf, und achtet sich unglücklich, in der Stadt keinen so schönen Pallast zu haben, als er einen auf dem Lande hat, ohne zu bedenken, daß es viel verdienst- und ehrenvolle Leute giebt, die wie er unglücklich seyn möchten. Ein König betrübet sich zu sehen, daß einer seiner Günstlinge nicht alle seine

Kräfte

Kräfte angestrengt hatte, um ihm in dem Pferdrennen zu übertreffen. Ein Anderer kränket sich zu sehen, daß einer seiner Unterthanen beßer redete, als er, und aus Gram läßt er ihn verkaufen.

Es giebt lächerliche Traurigkeiten, die sich aus ihren Seufzern und aus ihren Thränen eine Ehre machen. Ja man siehet welche, die den anscheinenden Kummer, uud die Zeichen ihres Leides zur Beförderung ihres Vorhabens anwenden.

Es giebt wahrhafte Traurigkeiten, die auf einen sehr vernünftigen Grund gebauet sind. Aber bey einigen seufzen und beklagen sie sich, und bey andern beobachten Sie ein tiefes Stillschweigen. In gewissen Gelegenheiten zerfliessen Sie in Thränen, in andern können sie nicht weinen. Denn man hat einen Vater gesehen, der bey dem Anblicke seines Sohnes, den man zum Richtplatze führte, weder reden noch weinen konnte. Und bald darauf sah man ihn

über=

übermässig weinen, bey dem Anblick eines in Ketten geschlagenen Freundes.

Daher fraget man, ob die Traurigkeit sich für einen Weisen schicke. Und da die Meinungen der Menschen verschieden sind, hat man Philosophen gefunden, die gewollt haben, daß es ohne die Traurigkeit keine Weisheit, keine Standhaftigkeit, und keine Tugend gäbe. Man hat andere gefunden, die diese Leidenschaft bey den Weisen nicht haben ertragen können; sie haben behauptet, wenn man ihn auf die Folter legen würde, müßte er sogar bey dem Zerschneiden seiner Glieder, mit seiner ganzen Gleichgültigkeit in Betreff der Verachtung des Schmerzens und des Todes sich erklären, und in den schwersten Zufällen, welche andere bestürzen, müßte seine Seele sich gegen den Himmel zur Betrachtung göttlicher Dinge erheben.

Indessen darf doch der Weise, um weis, und folglich der Herr und Vater des Volkes zu seyn, bey allgemeinen Plagen

gen nicht fühlloß seyn: Denn es ist ungerecht ihm zu eben der Zeit, da man ihm ein Vaterherz zu den Gekränkten zumuthet, das Mitleid zu benehmen.

Man darf ihm auch die Seufzer nicht verbieten, damit, wenn er andere lehret, wie man sich als ein rechtschaffner Mann in dem Glücke erfreuen darf, er ihnen auch die Art zu seufzen in den Trübsalen lehret.

Das Betragen des Weisen in der Furcht.

Ich bemerke dreyerley Arten der Furcht, nämlich die Furcht der Schwachen, die Furcht der Strafbaren, und die Furcht der Weisen. Sie macht die Schwachen zum Streiten unfähig; sie beunruhiget die Strafbaren; sie lehret die Weisen auf ihrer Hut zu seyn. Sie wirket in den ersten durch ihre eigene Macht, aus Furcht vor dem übeln Namen, vor den Zufällen, und vor dem Tode. Sie wirket in den zweyten durch die Macht des Gewissens, dessen Drohungen ganz anders erschrecken, als der Zorn der Grossen. Sie wirket in den dritten durch die Macht der Vernunft, die sie wie einen Spion, unseren Unglücksfällen entgegen schicket, um alle Umstände derselben zu belauren. Die Furcht suchet das Uibel bey diesen dreyerley Leuten; bey den Schwachen um es zu beschleunigen und herbey zu rufen, durch die Lebhaftigkeit der Einbildung; bey den Strafbaren, um es durch die Vor-

stel-

lungen ihrer Strafen zu vergrössern; bey den Weisen, um es auf eine geschickte Weise abzuwenden, oder es muthig zu bestreiten.

Der Weise muß sich also fürchten, sowohl für sich selbst, als auch für die ihm Anvertrauten; für diese, weil er, als ihr Beschützer den sie bedrohenden Unglücksfällen zuvorzukommen verpflichtet ist: denn die Furcht des Weisen ist die Sicherheit der Schwachen, die ohne Bekümmerniß ruhen, weil der Weise für sie besorgt ist.

Nicht weniger besorgt ist er für sich selbst, da er keine besseren Rathschläge findet, als jene der Furcht. Er zieht sie jenen der Hoffnung vor; denn die Rathschläge der Furcht schmeicheln niemahls, jene der Hoffnung schmeicheln allezeit. Ferner gleichwie es mehr Uibel in dem Leben zu vermeiden giebt, als Gutes zu hoffen: so müssen wir öfters zu den Rathschlägen der Furcht,

als zu jenen der Hoffnung Zuflucht nehmen.

Der Rechtschaffene fürchtet also Gott, sein Gewissen und seine Ehre; den ersten, weil es nichts gerechteres, nichts gründlicheres, nichts vernünftigeres, als die Furcht eines Gottes giebt.

Das zweyte, weil, wofern wir nicht in unserm Leben uns mit demselben aussöhnen, es uns durch eine ganze Ewigkeit nie verzeihen wird.

Die dritte, weil, je wichtiger sie ist, desto kitzlicher ist sie, und desto weniger Gebrechen und Fehler vergiebt sie.

Der Weise fürchtet auch die uns drohenden Widerwärtigkeiten und Zufälle. Denn, warum sollte er den Stab nicht fürchten, den Gott uns zeiget, um uns die Furcht vor dem ewigen Uibel des andern Lebens einzuflössen? Aber er fürchtet sich als ein Weiser, das ist, als ein Mensch, der

die Unbedachtsamkeit und die Vermessenheit eines Kopfes, der nichts scheuet, nicht minder fürchtet, als die uns zubereiteten Gefahren und Unannehmlichkeiten.

Daraus schliessen wir, die gut verstandene Furcht sey der Anfang, der Fortgang und die Erhaltung der Weisheit. Der Anfang, weil sie dieselbe erwecket; der Fortgang, weil sie dieselbe stärket und übet; die Erhaltung, weil sie die Weisheit nicht in Einbildung ausarten läßt.

Das Betragen des dreisten Weisen.

Die Dreistigkeit kommt allen zu. Allein, es giebt deren viele, die, da sie dieselbe wirklich nicht besitzen, wenigstens ihren Schein und Ruf zu haben wünschen. Der Schüchteren wünschet sie, weil er wohl empfindet, seine Feigheit setze ihn der Beleidigung jener, die ihn angreifen wollen, aus.

Einige sind aus Unwissenheit kühn, mancher scheinet in Gefahren unerschrocken, weil er sie nicht kennet, der sehr feige seyn würde, falls er sie kennte. Daher, wenn einige für sehr kühue Leute angesehen werden: so haben Sie den Ruf davon gar oft der Unwissenheit zu verdankeu, welche ihnen einen grossen Dienst erweiset, indem sie ihnen die Kenntniß, die Gefahr, worin sie stecken, raubet.

Einige sind aus Noth kühn, Sie müssen entweder zu Grunde gehen, oder einen

ausserordentlichen Versuch wagen, um sich aus dem Handel zu wickeln.

Andere sind aus Zorn kühn; denn, wenn diese Leidenschaft jenen Stärke mittheilet, die keine haben: so kann sie wohl auch jenen Dreistigkeit einflössen, die ihrer Natur nach nicht sonderlich entschlossen sind.

Einige sind durch die sie belebende Hofnung, durch die Ruhmsucht, die sie zur Verachtung der Gefahren bewegt, kühn.

Andere sind aus Uiberlegung dreiste, welche sie lehret, es sey besser, die Gefahr auszustehen, als die Schmach oder die Strafe.

Allein, was für einen Begriff wir auch immer von der Dreistigkeit haben, so darf man sie dem Weisen eben so wenig, als die andern Leidenschaften versagen. Und wir können sagen, die Dreistigkeit stehe ihm besser, als anderen an, aus eben dem Grunde, die uns lehret, die Waffen seyen

niemahls besser als in den Händen der Weisen. Gleichwohl wird er sie niemahls zeigen, wofern die Vernunft, die Unschuld und die Gerechtigkeit sie ihm nicht darbiethen.

Sie ist also eine Tochter der Vernunft, so gut, als des Herzens, und sie offenbaret sich nie, denn der Verstand leuchte vor ihr her, um ihr die Natur der Sache zu entdecken. Denn es giebt einige, die Dreistigkeit haben, wo man keine haben darf, und bisweilen mehr, als man haben muß, und zu einer Zeit, wo sie unnütz ist. Es giebt auch Dinge, die die Macht des Menschen übersteigen. Sie nicht fürchten, heißt entweder unsinnig, oder gefühllos, nicht dreiste seyn. Die Vernunft unterweiset die Kühnheit in allen diesem, und sie lehret sie, was man angreifen muß, warum, wann und wie.

Sie ist eine Tochter der Unschuld, weil das Gewissen ein ausserordentliches Vermögen hat, seinen Mann in den grossen

sen Unternehmungen dreister, und in Gefahren unerschrockener zu machen. Wenn das Gewissen sich fürchtet: so wird die Hand bald zittern. Aber, wenn es sicher ist: so zeiget es Unerschrockenheit in den Augen, sogar in der Rede jener, die bescheiden sind. Wenn das Gewissen übel mit Gott stehet: so ist es beständig unruhig, folglich bestürtzt; immer im Dunkeln, folglich schüchtern. Aber, wenn es seine Unschuld fühlet: so hat es alle Stärke, die man in dem Licht und in der Ruhe finden kann. Man darf demnach nicht zweifeln, der Weise kann von daher eine grosse Stütze für seine Dreistigkeit hohlen.

Sie ist eine **Tochter der Gerechtigkeit**, weil das innere Zeugniß, das wir haben, daß die Gerechtigkeit für uns ist, uns eine Verachtung der Schwierigkeiten einflösset, und uns selbst in dem Todeskampfe dreister macht. Wer allein kämpfet, kämpfet nicht lange. Fühlen wir aber, die Gerechtigkeit kämpfe mit uns, so findet alsdenn keine Feigheit statt.

Der Weise bedienet sich der Furcht, als eines Spiones, den er dem Uibel entgegen schicket, um seine Annäherung auszuspähen. Dieser Spion ist zwar bey den gemeinen Leuten oft gegen seinen Herrn untreu, und statt einen getreuen Bericht von dem Feinde zu erstatten, dienet er nur, die Schwachheit jenes, der ihn sendet, zu entdecken. Allein der Weise unterstützet seine Furcht durch die Weisheit, der ihr Schritt vor Schritt nachfolget, um zu verhindern, daß die Furcht keinen falschen Sprung mache, indem sie sich durch die Einbildung leiten läßt.

Nach der Furcht und der Vorsichtigkeit, die bey dem Weisen allezeit gepaaret sind, wendet er die Hoffnung zu ihrer Aufmunterung an. Aber weil die Hoffnung, die ohnehin voll Hitze und Feuer ist, sich zu viel heraus nehmen dürfte, so gebrauchet er das Mißtrauen, die kein üb[illegible] Zaum zur Hintertreibung der Uibereilung ist. Und wenn nach so vielen Vorsichtigkeiten die Sachen ihm

doch

doch noch mißlingen: so wendet er di. Kühn-
heit an. Warum aber Sie zuletzt? Weil
man nichts durch die Dreistigkeit thun muß,
was man durch andere Mittel thun kann.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

In der Verlagshandlung dieses Werkchens ist auch neu fertig geworden:

Die Leiden der Familie von Senneval. Ein interessantes Gemälde des menschlichen Lebens 2 Theile. 8.

Gemälde (dramatische) vom Verfasser der dramaturgischen Blätter. 8.

Schauspiele aus der Vorzeit. 8.

Schikaneder (Em.) theatralische Werke, 4 Bände. 8.

O Wunder! Ein Weib verschweigt ein Geheimniß, ein Lustspiel nach dem Englischen. 8.

Volksbuch (das neue) oder Unterricht für den Landmann. 8.

Testament Königs Friedrich II. französisch und deutsch. 8.

Glücksrad (neu erfundenes) welches gleich einem Orakel auf 99 aufgegebene Fragen die Antwort ertheilet. 8.

Rosenmanns (Steph.) Staatsrecht des Königreichs Hungarn; nach der heutigen Verfassung dieses Reichs bearbeitet. 8.

Sartori (Jos. von) Leopoldinische Annalen. Ein Beitrag zur Regierungsgeschichte Kaiser Leopolds II. 8.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Knigge, Adolph, Freiherr, 1752-1796 / Knigge, Adolph / Doll, Aloys,

Das Betragen des Weisen in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens und in dem Umgange mit Menschen Dem Freyherrn A. von Knigge dem Weisen

Wien ; Leipzig 1792

Bibl.Mont. 4083
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10724350-4
VD18 14817691-001